

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

Torben Glahn

Karen Blixen und ihre Berliner Briefe
aus dem Jahre 1940 192

Hans Peter Johannsen

Steltzer und Krüger – zwei deutsche Autoren 1966 201

Paul Koopmann

Schleswig und Schleswigertum heute 212

Eskild Bram / Hans Peter Johannsen

Erster Schleswiger — Letzter Schleswiger —
Neuschleswiger (Ein Interview) 221

Günter Lapp

Friedrich Joachim von Moltke (1799-1874) 226

Karl Weigand

Die Sozialstruktur der deutschen
und der dänischen Minderheit im Jahr 1965 244

Umschau ab Seite 254

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert. Andere Bezieher (Nichtmitglieder) können sie für jährlich 2,— DM beim zuständigen Postamt unter der Verkehrs-Nr. V 3339 F abonnieren. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Redaktion: Ernst Beier, Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

WIR DENKEN NICHT AN TOASTSPRÜCHE UND KUNDGEBUNGEN...

Wir haben immer sehr jene Grenzscheide, die wir zwischen Nord- und Südschleswig glauben feststellen zu können, bedauert. Wir denken hier nicht an die Staatsgrenze, sondern an einen Zustand, den man vielleicht als volkpsychologisch bezeichnen könnte. Ursachen und Wirkungen in historischer Hinsicht lassen wir beiseite. Jeder kann sich seine Gedanken, wie es ihm behagt oder nicht behagt, machen.

Es ist der fehlende menschliche Kontakt zwischen den Landesteilen nördlich und südlich der Grenze, den wir ins Auge fassen wollen. Es scheint uns, daß er sich stärker in dänischen als in deutschen Kreisen bemerkbar macht. Wir sind jedoch davon überzeugt, daß beide nationale Bevölkerungsgruppen ihn fühlen. Und wir betrachten diese Grenzscheide als einen großen Nachteil für das gesamte Grenzland und sind im übrigen der Meinung, daß sie zum Nachteil ist, solange sie in der einen oder anderen Weise existiert.

Daher ist es gut, wenn diese Isolationsschale, die uns trennt, ab und an gesprengt wird und immer dünner wird. Selbstredend setzen wir voraus, daß ein guter Wille — ohne verborgene Absichten oder Hintergedanken — zugrunde liegt. Gerade aus diesem Grunde sind fachliche Veranstaltungen zur Durchbrechung der Mauer nützlich. Aber wir dürfen nicht bei dem Fachlichen stehenbleiben. Es handelt sich um das allgemein Menschliche.

Organisations- und Institutionsleiter diesseits und jenseits der Grenze müßten sich zusammensetzen, um zu erforschen, wie sie voneinander lernen und sich nützen können. Das muß unter den dänischen und unter den deutschen geschehen. Und darüber hinaus wird man auf Dinge stoßen, für die man sich auf gemeinsamer dänisch-deutscher Grundlage einsetzen kann.

Wir denken nicht an Toastsprüche oder Kundgebungen. Wir erkennen natürlich, daß öffentliche Initiative wie diejenige privater Organisationen und Institutionen

eine Entwicklung anspornen könnte. Mit oder ohne Toastsprüche. Wir sollen nur gern dem eigentlichen Ziel entgegenstreben: die Grenzscheide in den menschlichen Verbindungen auszulöschen und ein volkspsychologisches Erbe zwischen Nord und Süd im Grenzland zu überwinden.

Flensburg Avis in einer „Grænseskæl“ betitelten Betrachtung zum Dänisch-Deutschen Pädagogen tag, der am 25. Oktober in Nordschleswig stattfand

ÜBER LEGALITÄT UND LOYALITÄT...

In der Diskussion unterscheidet man zwischen Legalität und Loyalität. Nun bin ich ja Bauer und kein Jurist. Ich kann hier keine langen juristischen Erklärungen abgeben. Das ist aber auch gar nicht nötig. Ich würde einfach sagen: Legalität hat etwas mit den Gesetzen zu tun. Jeder Staatsbürger muß sich nach den Gesetzen des Landes richten. Das ist also die Legalität — eine verhältnismäßig klare Sache. Bei der Loyalität liegt er schon etwas schwieriger. Loyalität hat nach meinem Gefühl etwas mit einer inneren Einstellung zu tun. Es bedeutet also mehr, als die Gesetze zu respektieren. Es bedeutet faktisch, daß ich den Staat, in dem ich lebe, als meinen Staat anerkenne. Eine solche Anerkennung ist natürlich nicht gleichbedeutend damit, daß ich immer mit der Politik der Regierung einverstanden bin. Ich habe das Recht, meine Interessen in diesem Staat wie jeder andere Staatsbürger auch hart zu vertreten. Eine Kritik ändert aber nichts daran, daß es sich um meinen Staat handelt. Es ändert auch nichts an meiner Bereitschaft, an den öffentlichen Aufgaben mitzuarbeiten. Wenn ich mich so einstelle, kann ich natürlich auch erwarten, daß der Staat sich mir gegenüber genauso loyal verhält. Eine Loyalität muß gegenseitig sein.

Harro Marquardsen in seiner Rede auf dem Deutschen Tag 1966 in Tondern

Karen Blixen und ihre Berliner Briefe aus dem Jahre 1940

Karen Blixen wurde am 17. April 1885 als Tochter des Schriftstellers Kapitän Wilh. Dinesen auf Rundstedlund geboren. In ihren jungen Jahren studierte sie Malerei in Paris und Rom. Im Jahre 1913 reiste sie nach Kenia und heiratete dort ihren Vetter, den schwedischen Baron Bror Blixen Finecke, von dem sie 1922 wieder geschieden wurde. Sie kauften eine Kaffeefarm, die Karen Blixen später allein bewirtschaftete, bis sie sich 1932 genötigt sah, die Farm aufzugeben und nach Dänemark zurückzukehren. Hier, auf Rungstedlund, begann sie mit ihrer eigentlichen schriftstellerischen Tätigkeit. Einige von Karen Blixens Büchern sind ins Deutsche übersetzt und unter dem Namen Tania Blixen herausgegeben worden. Karen Blixen starb am 17. September 1962.

Karen Blixen gehört zu den großen Gestalten in der neueren dänischen Literatur. Das Adjektiv phantastisch, welches sie an ihr erstes Buch „Sieben phantastische Erzählungen“ knüpfte, kann mit nicht geringerem Recht auf Karen Blixen selbst angewandt werden.

Karen Blixen war nahezu fünfzig, als sie im Jahre 1934 ihr erstes Buch herausgab. Es wurde in englischer Sprache geschrieben und herausgegeben und erst danach von ihr selbst übersetzt oder, besser gesagt, neu geschaffen. In den englischsprachigen Ländern wurde das Buch „Sieben phantastische Erzählungen“ begeistert aufgenommen, während man ihm in Dänemark mit recht großem Vorbehalt begegnete. Zweideutig, frivol und versnobt gehörten zu den Worten, mit denen die Kritik diese Sammlung von Erzählungen bedachte, wenn man auch einräumte, daß sie eine großartige Erzählerin sei.

Das zweite Buch Karen Blixens, „Die afrikanische Farm“ (1937), war von ganz anderer Art. In diesem berichtet sie von dem Afrika, das sie wie kein anderer aus eigenem Erleben kannte. Das Buch ist ein einmaliges Zeugnis ihrer großen Liebe zu diesem Land, in dem sie zwanzig glückliche Jahre ihre afrikanische Farm besaß. Das Buch fesselt seinen Leser, es wirft Licht über die mystische Welt der Schwarzen und gleichzeitig über Karen Blixens Innerstes selbst, ohne jemals Intimitäten zu bringen. „Die afrikanische Farm“ fand ungemein begeisterte Aufnahme bei den dänischen Lesern. Das Buch gehört zu den Perlen der dänischen Literatur.

Fünf Jahre später erschien die Sammlung „Wintermärchen“, geschrieben unter dem Eindruck der deutschen Besetzung. Hier wird die Linie der phantastischen Erzählungen weitergeführt, und das gleiche gilt für die fünfzehn Jahre später erschienenen „Schicksalsanekdoten“ und „Letzte Erzählungen“ (1957).

Das Gesamtwerk Karen Blixens zeigt sie als faszinierende Erzählerin. Man ist verzaubert von ihrer mächtigen Phantasie, ihrer reichen Fabulierkunst und nicht zuletzt von ihrer wunderbaren, wenn auch eigenwilligen Sprache, die sie zu der Reihe unserer besten Stilisten gehören lassen. Man hat gesagt, daß der Erfolg, den Karen Blixen schon mit ihrem ersten Buch in der englischsprechenden Welt erreichte, ausschließlich diesen Qualitäten zu verdanken sei, und das ist immerhin keine geringe Beurteilung. Doch trotz allem reihte dieses ihre Arbeiten, vielleicht sehr grob gesagt, in die Klasse der besseren Unterhaltungsliteratur ein. Ist es verkehrt, anzunehmen, daß eine ähnliche Meinung, jedenfalls früher, in Deutschland herrschte? Das hat seine Erklärung: Karen Blixen scheint spielendleicht lesbar zu sein, doch die Wahrheit ist, daß ihre Erzählungen nicht selten sehr schwer zugänglich sind. Hierbei wird nicht so viel an die häufig sehr sinnreiche Handlung gedacht, die oft Nachdenken erfordert, um folgen zu können, sondern mehr an den Kern der Erzählungen, die oft versteckte Pointe, die man sich meistens selbst erarbeiten muß. Karen Blixen stellt die Probleme klar und in der Regel unparteiisch dar, doch sie zwingt den Leser dazu, selbst Stellung zu nehmen. Ihre Erzählungen fordern, wieder und wieder gelesen zu werden, doch sie vertragen es. Es erfordert manchmal eine intensive Arbeit, bevor sie sich einem erschließen, und das ist nicht gerade das, wovon der moderne Leser so sehr viel hält.

Einer der jüngeren Freunde und Bewunderer Karen Blixens hat gesagt, daß der, der sich in ihre Geschichten vertieft, um zu einem bestimmten lebensphilosophischen Kern zu gelangen, wahrscheinlich enttäuscht werden wird. Das mag stimmen, aber ihre ganze schriftstellerische Tätigkeit ist durchdrungen von einer tiefen Lebensweisheit, und sie zeigt uns einen stolzen Menschen, der es versteht, sein Schicksal zu meistern, wie schwer die Bürden auch sein mögen, die auf seine Schultern gelegt werden.

*

Karen Blixen hat bisweilen eine Reihe von klugen Essays über viele und äußerst verschiedene Themen geschrieben. Nach ihrem Tod sind sie gesammelt und im vergangenen Jahr herausgegeben worden.

Eines dieser Essays hat sie „Briefe aus einem Land im Krieg“ genannt, und es handelt von einem einmonatigen Aufenthalt in Deutschland unmittelbar vor dem 9. April 1940.

Es war Karen Blixens Absicht, unmittelbar nach ihrem Aufenthalt in Berlin nach London und Paris zu reisen, um in einer Reihe von Briefen — bestimmt für die Tageszeitung „Politiken“ — die Verhältnisse in den drei Ländern zu schildern. Aber der 9. April machte die Ausführung des Plans unmöglich, nicht einmal die Berliner Briefe wurden gedruckt.

Erst etliche Jahre nach dem Krieg ließ Karen Blixen sie erscheinen, ungekürzt und

ohne etwas hinzuzufügen, so daß sie als ein ausgeprägtes Zeitdokument gelten können, was ihnen ihren größten Wert gibt. „Aber“, schreibt sie in ihrem Vorwort, „vielleicht werden die Leser finden, daß ich mich verhältnismäßig dunkel ausgedrückt habe ..., doch Dänemark war damals noch neutral, und es galt, Rücksichten zu nehmen, was seitdem weggefallen ist. Ich schrieb nachts die Erlebnisse des Tages nieder. Meistens handelte es sich um Gespräche, und ich war bestrebt, diese so genau wie möglich wiederzugeben.“

Von den drei Ländern, die sie besuchen wollte, war Deutschland das Land, von dem Karen Blixen am wenigsten kannte. In der deutschen Literatur jedoch war sie außerordentlich wohlbewandert. Man findet überall in ihren Erzählungen Zitate oder Hinweise auf Verfasser wie Heinrich von Kleist, E. Th. A. Hoffmann, Adelbert von Chamisso, Heinrich Heine, Rainer Maria Rilke, Karl Gutzkow, August Graf von Platen Hallermund und Friedrich Nietzsche (von dem sie sagte: die Menschen haben Unrecht darin, ihn einen Philosophen zu nennen, er ist ein Künstler).

Vor allem kannte sie Goethe. Er tritt in den Erzählungen oft in den Kulissen und ein einzelnes Mal auf der Bühne auf. Einer von Karen Blixens Freunden (und gleichzeitig einer ihrer scharfsinnigsten Deuter) sagt, daß sie immer von Goethe als von einem großen und beschwerlichen Nachbarn sprach, mit dem sie in Grenzstreitigkeiten läge.

Besonders ist es das Faustproblem, das sie bei Goethe beschäftigt und vielleicht in noch höherem Maße bei Thomas Mann. Zeitweilig verglich sie sich selbst mit Adrian Leverkühn in Thomas Manns Faustroman. Seine Josefbücher schätzte sie sehr hoch und kannte sie nahezu auswendig.

Es war keine literarische Pilgerfahrt, auf die Karen Blixen sich begab, sie hatte im voraus gegenüber dem Redakteur von „Politiken“ betont, daß sie keinesfalls Journalistin sei. „Ich hatte keinen Einblick in Politik und kein politisches Flair.“

Aber Karen Blixen besaß andere Eigenschaften, die bewirken, daß die Briefe nach wie vor Interesse haben als ein document humain aus einer politisch äußerst bewegten Zeit. Sie sind von einem hervorragenden Beobachter geschrieben und geben nach dänischem Ermessen die Ansicht eines aufmerksamen, vorurteilslosen und ehrlichen Menschen über das Dritte Reich wieder.

Es sind insgesamt vier Briefe vorhanden. Der erste handelt von einem Besuch bei dem aus dem ersten Weltkrieg her berühmten General Lettow-Vorbeck, den sie kannte und schätzte, jedoch seit 1913 nicht getroffen hatte.

Besonders die folgenden drei Briefe sind wesentlich. Sie enthalten kluge Beobachtungen von einer Art, die vermutlich dazu berechtigen wird, hier einige, ganz gewiß äußerst begrenzte, Auszüge zu bringen.

Den zweiten Brief nennt Karen Blixen „Große Unternehmungen in Berlin“. Es heißt hier unter anderem: „Es ist unmöglich, nicht beständig den ganzen Tag von der

Willenskraft und grenzenlosen Arbeitsfähigkeit dieser Nation beeindruckt zu sein. — „Glauben Sie“, fragt man in Berlin, „daß irgendeine andere Nation imstande gewesen sein würde, all dieses in sieben Jahren zu vollbringen?“ „Nein“, antwortete man, „und bei Gott, ich würde niemals daran geglaubt haben, wenn ich nicht das handgreifliche, sichere Zeugnis meiner eigenen Augen hätte.“ „Es ist mir, auch nachdem ich es gesehen habe, unerklärlich, sowohl daß es möglich gewesen ist, es in so kurzer Zeit zu schaffen, als auch gleichzeitig: warum es denn galt, all dieses so schnell zu vollbringen? — Es ist ein übermenschliches, ein unmenschliches Tempo. Dies ist kein Wachsen, es ist eine tour de force, und irgendwo ist Angst, man weiß nicht recht, ob es bei dem Zuschauer oder bei den Baumeistern ist.“

Und an einer anderen Stelle: „Es ist merkwürdig, daran zu denken, daß das Wesen eines einzelnen Mannes wie ein Magnet, der über eine Sammlung Metallstücke hinweggeführt wird, eine Gesellschaft umgruppieren und verwandeln kann.“

Karen Blixen fragt sich selbst, ob es wohl jemals etwas wie dieses Dritte Reich gegeben hat, und findet dann gewisse Parallelen in der mohammedanischen Welt, dem Islam, und sie sagt: „Islam bedeutet Hingabe, das ist wohl das, was das Dritte Reich mit dem Erheben der Hand ausdrückt: Dein im Leben und Tod. Der Islam ist von den beiden das höhere Ideal... Der Ruf von den Minaretten: „Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet“ ist von ewigerer Natur als irgendein Feldruf.“

Später schreibt sie, daß sie nur „eine kurze Perspektive in der Vista des Nationalsozialismus sieht. Deshalb birgt das Wesen des Dritten Reiches ein tragisches Moment, seine großen Glanzrollen sind tragische Rollen. Ein Volk, oder eine Masse in einem Volk, hat sich auf neue, überraschende und erschreckende Weise erhoben, die sich mit monumentaler Kraft vom Himmel abhebt, die einen gewaltigen Schatten vor sich wirft, und keiner von uns weiß, wie weit dieser Schatten zu fallen vermag oder über wen von uns. Und doch, denkt der Beschauer, letzten Endes steht dieses Volk sich selbst im Licht.“

Der dritte Brief: „Kraft und Freude“, ist wahrscheinlich der interessanteste, weil er Ausdruck für zwei weit verschiedene Lebensanschauungen gibt, die sich hier begegnen. Er ist so bedeutungsvoll, daß einige größere Passagen zitiert werden müssen:

„Ich bin hier in Deutschland überrascht worden, als ich merkte, wie frei man sprechen kann, ohne daß es einem übelgenommen wird. Von zu Hause her war ich auf etwas ganz anderes eingestellt. Man hat hier, glaube ich, mehr Interesse für einen Sünder, der sich bekehren lassen kann, als für den bereits Erlösten. Das Wohlwollen meiner deutschen Bekannten zeigt sich besonders in der Fürsorge für meine Seele ...“

„Die jungen Deutschen behielten so gut wie immer das letzte Wort, wenn wir

zusammen sprachen. Denn wie klar sie auch ihre Argumente darlegten, so war beständig etwas darin, auf das ich antworten mußte: „Das können wir anderen nicht verstehen.“ „Sie sagten dann: aber Sie werden es noch verstehen. Wir werden es der Welt beweisen.“ Der Unterschied zwischen uns lag sehr tief, wenn wir weit genug in eine Debatte hineinkamen, stießen wir auf ihn.“

Die Diskussion kam einmal auf den Begriff Ehre, und ein junger ernster Doktor nannte es eine Schwäche und Frivolität, wenn die Demokratien den Dieb strenger bestrafen als den Ehrenschränder: im Dritten Reich trifft das Gesetz den letzteren am härtesten von allen. „Das können wir nicht verstehen“, sagte ich, „für uns liegen der Wille und die Ehre auf zwei verschiedenen Ebenen. Das Gesetz — auch das moralische Gesetz — und das, was man Ehre nennt, verhalten sich gegensätzlich zueinander, wie ein Gegenstand und dessen Spiegelbild. Auf die Art kann bekanntlich Harakiri, der Selbstmord des Gekränkten, eine tödliche Beleidigung abwaschen, doch eine Exekution des Beleidigers wird es niemals tun können. Wenn eine Ehrenschild die Schuld ist, die man an erster Stelle mit Hilfe der Polizei eintreiben kann, dann begreifen wir anderen nicht länger, warum man es Ehrenschild nennt.“ — Er antwortete: „Das Gesetz ist der Wille unserer höchsten Führer und soll das Volk erziehen. Es soll nicht nur sein Treiben kontrollieren, sondern die Volksseele verwandeln.“ Hierauf vermochte ich nichts zu erwidern, also bekam er das letzte Wort.“

„Aber auf der Treppe dachte ich: „Diese Verwandlung der Seele selbst durch das Gesetz ist ein Programm, das schon einige Male früher aufgestellt gewesen ist, jedoch ohne eigentlichen Erfolg. König Christian VI. konnte das Volk dazu zwingen, in die Kirche zu gehen, sogar mehrere Male täglich, aber dann mußte er Kirchendiener mit Stöcken anstellen, die herumgingen, um die Leute zu wecken, die in der Kirche schliefen.“

„Ich traf auch einen Doktor, der einen hohen Posten innerhalb der Organisation „Kraft durch Freude“, die unter die Arbeitsfront fällt, hatte. — „Klingt nicht schon der Name unserer Bewegung schön auch für Sie?“ fragte er. „Ja, er klingt schön“, sagte ich, „aber es würde, mit Ihrer Erlaubnis, noch schöner für mich klingen, sofern es hieß: „Freude durch Kraft“. — Denn über die Kraft, rein abstrakt genannt, — und ob es sich nun um Pferdekräfte oder Wasserkraft handelt, — kann man denken, daß sie ein Mittel ist und für etwas gebraucht werden soll. — Und das Dritte Reich selbst hat wohl eine Verwendung bereit für all die Kraft, die es hier hervorzubringen meint. Die Freude jedoch scheint ein Ziel in sich selbst zu sein, und sie hat eine Neigung dazu, zu verschwinden — „like a lizzard with the shade of a trembling leaf“ — da, wo er befürchtet, daß er zu Nützlichem verwendet werden soll.“ „Sie sprechen so“, sagte er, „weil Sie uns Deutsche nicht kennen.“ — „Nein, das ist vielleicht wahr“, sagte ich, „und es tut mir leid, denn ich würde Euch gerne kennen und verstehen. Aber dann weiß ich doch auch, daß es ein

Deutscher war, der sagte: „So fühlt man Absicht, und man wird verstimmt.“ — Hierauf antwortete er nichts, so daß dieses Mal ein alter Deutscher das letzte Wort behielt.“

„Wir vertieften das Thema ein anderes Mal, als wir über Kunst sprachen. „Sie können doch nicht“, sagte er, „leugnen, daß Ihre Kultur in Wirklichkeit an das Schlagwort: „l'art pour l'art“ geglaubt hat, und daß es zum Schaden sowohl für die Kunst als auch das Volk gewesen ist. Wir im Dritten Reich sagen „l'art pour la nation“, unter diesem Motto soll sowohl die Kunst als auch das Volk blühen.“ — „Ja“, sagte ich, „einer der besten Köpfe unserer dänischen Kultur hat über Ihr Programm gesprochen. Er sagte: „Es ist gut, wenn es gemacht ist, aber es läßt sich nicht machen!“ „Wir im Dritten Reich“, antwortete er, „sagen nicht gerne, daß etwas sich nicht machen lassen kann. Wollen Sie mir sagen, warum wir hier eine Ausnahme machen sollten?“ „Ja, das will ich Ihnen sagen“, sagte ich, „es gibt einige Dinge in der Welt, die sich einem Zweck entgegensetzen, ebenso wie ich mir habe erzählen lassen, daß es einige Atome geben soll, über die man nichts weiß, weil sie es nicht vertragen, daß man sie ansieht. Dies gilt unter anderem für die Kunst.“ „Und wodurch“, fragte er so ernst, als ob er mich im Verhör hätte, „meinen dann Sie und Ihre Kultur, daß die Werke geschaffen werden, die nicht mit einem Zweck vor Augen geschaffen werden und mit der Kraft des Willens?“ „Durch Gottes Gnade“, sagte ich. „Gehören Sie wirklich in so hohem Grad l'Ancien Régime an“, fragte er lächelnd, „daß Sie an la grâce de Dieu glauben?“ — „Doktor“, antwortete ich, „ich kann Ihnen ebenso antworten, wie ein Freund von mir, ein schwedischer Schauspieler, mir antwortete, als ich ihn fragte, ob er an Gott glaube.“ — „Ich bin ein großer, ein fürchterlicher Skeptiker“, sagte er, „ich glaube an nichts anderes.“ — Ich selbst glaube, um ein Kunstwerk zu schaffen, ist es das schlechteste Verfahren, Künstler sein zu *wollen*, um geliebt zu werden, geliebt werden zu *wollen*, um ein Held zu werden, heroisch sein zu *wollen*. Er dachte etwas darüber nach, und es ist doch wohltuend, wenn in einer Diskussion der Gegner über das nachdenkt, was man sagt.“ „Der Wille“, sagte er dann, „der deutsche Wille — der ist Gottes Gnade gegenüber Deutschland.“

Da dachte ich: „Nemesis, du bist eine gewaltige Göttin, und es ist erschreckend, dein Angesicht zu sehen! So gehst du also vor. Es besteht vielleicht heute der große Unterschied zwischen Deutschland und England, entscheidender als irgendein politischer Gegensatz, daß England gute Tage gehabt hat, während Deutschland Böses und Unrecht erlitten hat. Es fällt uns in diesem Jahr des Herrn, im März 1940, schwer, uns England vorzustellen, unterjocht von einer Übermacht und unter etwas gezwungen, was der Nation selbst als ein ungerechtes Urteil erscheinen muß, — schwerer fällt es uns vielleicht, die Vorstellung, daß England selbst unter solchen Verhältnissen und mit all seiner Kraft auf die Wiederaufrichtung konzentriert, dazu gebracht werden könnte, die ganz

besondere Art des Vertrauens auf Gottes Gnade, die man Humor nennt, aufzugeben. Hier ist der Humor als solcher Anathema, eine Ketzerei gegen den allein seligmachenden Glauben an die Allmacht des Willens. Wer den Wind in den Segeln hat, verläßt sich auf Gottes Gnade, aber die, die auf den Ruderbänken sitzen, an den schweren Rudern, müssen sich auf den Willen verlassen. Die vereinigten, siegreichen Nationen beschlossen vor zweiundzwanzig Jahren, den Deutschen den Glauben an Gottes Gnade für Deutschland zu rauben. Und dieses Volk, das überall, wo man es trifft, von der Prüfung geprägt ist, beschloß, sich auf den Willen als auf Gottes einzige Gnade ihm gegenüber zu verlassen.“

„Nimm nicht“, dachte ich, „nimm nicht den Glauben an La Grâce de Dieu von einem überwundenen Feind.“

Der abschließende Brief erzählt über das Theater- und Konzertleben. Bei der Erwähnung von Büchners Drama „Dantons Tod“, dessen Aufführung Karen Blixen sah, bekommt sie ohne Zweifel einen Teil über die Hauptgestalt des Nationalsozialismus gesagt, wenn sie, nachdem sie über Dantons tragische Gestalt geschrieben hat, fortsetzt: „Von Robespierre durfte man ja glauben, daß er ein Gott oder ein Übermensch war, insofern, daß er auf jeden Fall kein Mensch war, sondern alles Menschliche ihm fremd war ... Und Marat auf der anderen Seite Dantons ist mit der Zeit so schwarz wie Kohle geworden. Nicht so sehr das, was man dämonisch wie den leibhaftigen Satan nennt. Ein Teufel, wie aus einer Schachtel hervorgezaubert. Keine Physik, aber ein hemmungsloses Maul, unvergleichlich und unfehlbar, wenn er schreit.“ — Deutlicher konnte es kaum gesagt werden.

An einem Abend hörte Karen Blixen Furtwängler ein Beethoven-Konzert dirigieren, so schön, wie man es sich nur denken konnte. Der Doktor aus dem Propagandaministerium, der mich begleitete, sagte zu mir: „Die Fünfte Sinfonie, sie ist der wahre, der höchste Ausdruck für die deutsche Seele.“ Da hörte ich die Sinfonie anders, als ich es jemals vorher getan hatte. „So klopft das Schicksal an die Tür“, sagte Beethoven. Wir wissen nicht, ob das eine Verheißung oder eine Drohung ist. Berlioz nannte den vierten Satz „Elefantensprünge“. Aber Schumann, der als Kind die Fünfte Sinfonie hörte, flüsterte während der ersten Takte des Finales: „Mir wird so bang.“ Und das Finale steigt, strömt über von Kraft und Reichtum, hat unendliche Ressourcen, spannt seine Leidenschaft bis zur äußersten Grenze. „Sieg! Sieg!“ ruft es, „zuletzt!“ Ich hatte einige Abende vorher „Die Zauberflöte“ gehört, ganz zauberhaft, ganz vollkommen aufgeführt in der Großen Oper, und war Unter den Linden heimwärts gegangen in einem Schneesturm, so erfüllt von Glück, das sich in einem Vers aus Gösta Berlings Saga ausdrücken mußte:

„Du, som jag älskar saa som om Du lärt mig att med vingar flyga i luftens rymd.“

(„Du, den ich liebe, als ob Du mich lehrtest mit Flügeln im Luftraum zu fliegen.“)
Die Fünfte Sinfonie gab mir gestern abend keine Flügel. Sie kam, nach meinem nun bald einmonatigen Aufenthalt im Dritten Reich, mit einem Echo von Gesprächen über den Willen und Gottes Gnade. Sie wurde für mich mehr übermenschlich als göttlich. Die Seligkeit, die sie verkündet, ist nicht nur überwältigende Freude, sie hat hohes Pathos und ist ein Ziel, das erreicht ist, sie ist in ihrem Wesen der Triumph, der an sich Leiden und Kampf voraussetzt. Einen Augenblick während der Aufführung verstand ich das Kind Schumann und dachte darüber nach, warum wohl die Anwesenheit des Übermenschen zu zerschmettern scheint, wo die Göttlichkeit aufrichtet, und ob ich, um mich im Dritten Reich musikalisch ganz in Sicherheit zu fühlen, wohl ganz zurück bis Haydn mußte! So klopft das Schicksal an die Tür. Wir wissen nicht, ob es eine Erlösung oder eine Drohung bedeutet, und vielleicht ist im Wörterbuch des Schicksals kein Unterschied zwischen den beiden.“

*

Noch vieles andere aus diesem klugen Essay könnte das Recht für sich beanspruchen, hier genannt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß es eines Tages in einer vollständigen deutschen Übersetzung vorläge. Hier soll zuletzt nur auf den Abschluß der Briefe hingewiesen werden, der überraschend, aber sehr typisch für Karen Blixen ist. Sie gesteht das im ersten Augenblick verwunderlich Erscheinende, daß es kaum der große Krieg sein wird, der in der Zukunft ihre Erinnerungen an diesen Monat in Berlin prägen wird, „sondern es wird die merkwürdige Stellung der Planeten am Westhimmel sein ... die Abend für Abend den Beschauer überraschte und beinahe erschreckte ... in einigen hundert Jahren ... werden weise Männer aus dem Morgenoder Abendland sich ihrer erinnern und Aufzeichnungen darüber machen.“ Hier waren die Götter zusammengekommen, um über das Schicksal des Menschen zu beratschlagen, mit klarem Blick, schweigend sahen die seligen Götter nieder auf die Erde.

Am höchsten oben, am weitesten gegen Süden, gewichtig, obwohl unsichtbar für das Auge, stand Uranus, der Gatte der Erde, gleichwie auf dem Sprung und bereit zur Flucht, und unter Uranus wartete Mars unruhig mit unheimlich rötlichem Glanz. Am niedrigsten am Horizont, gegen Westen, blinkte Merkur, der so beschäftigt ist an anderen Stellen und so wenig mit den übrigen Göttern zusammenkommt, daß es die Anwesenheit dieses kleinsten Planeten bei der Versammlung war, die sie zu einer Begebenheit in der Geschichte des Himmels machte. Über Merkur saß, majestätisch, Jupiter selbst, der Wolkensammler Zeus, der lobenswerte, hohe. Aber in der Mitte der Sterne, klar wie ein Diamant am Himmel, strahlte Venus, die Ewige, Erneuerin des Lebens.

Meine eingeborenen mohammedanischen Leute zeigten, wenn wir unterwegs auf Reisen waren, nachts zur Venus und erzählten mir, daß der Prophet für jeden

Planeten ein Wort hatte, ein Adjektiv, welches eine von Allahs Eigenschaften bezeichnet. — „Dieser Stern“, sagten sie, „der sagt: Allmächtig.“ —

„What chariots, what horses
against us can bide,
when the stars in their courses
do fight on our side?“

DIREKTØR HAUNSTRUP CLEMMENSEN MENTE ...

man uvægerligt måtte se fremtidsudviklingen for Danmark og grænselandet i et europæisk perspektiv. Det betød efter hans opfattelse ikke, at det, man forstår ved „det nationale“, er dødt og magtesløst.

I Europa er imidlertid det nationale misfortolkning, nationalismen, et overstået stadium — men det må man ikke forveksle med, at de nationale værdier ikke gælder mere.

Her kan Nordslesvig spille en særlig rolle. Danmarks vej til Europa og Europas vej til Danmark går stadigvæk gennem Sønderjylland.

Aus einer Rede des neuen Vorsitzenden von „Grænseforeningen“ in Hadersleben (zitiert nach „Flensborg Avis“)

Steltzer und Krüger – zwei deutsche Autoren 1966

Die nachstehende Besprechung zweier Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur des Jahres 1966 ist die Wiedergabe eines Vortrages, der am 6. Dezember in der Flensburger Volkshochschule im Rahmen ihrer Vortrags- und Studienabende gehalten wurde.

Ein Schriftsteller, der einen Roman oder seine Erinnerungen schreibt und in ihnen zu dem Geschehen der Welt, die ihn umgibt, Stellung nimmt — ein solcher engagierter Schriftsteller geht ein auf die ihn umgebenden gesellschaftlichen Umstände, er beachtet sie, er antwortet auf sie, er lehnt sich gegen sie auf, kurz, er geht auf sie ein, sei es im bejahenden oder verneinenden Sinne: er reagiert. Überblicken wir das große Feld der in Deutschland in solchem Sinne engagierten Literatur nur für den Zeitraum des Jahres 1966, dann heben sich aus der großen Zahl der diskussionswürdigen Neuerscheinungen zwei bemerkenswerte Reaktionen heraus, nämlich der Roman von Horst Krüger „Das zerbrochene Haus“¹ und die Erinnerungen von Theodor Steltzer „60 Jahre Zeitgenosse“². Literarische Zeugnisse sind, um mit dem Kieler Literaturhistoriker K. O. Conrady zu sprechen, Dokumente menschlichen Leides, menschlichen Welt- und Selbstverständnisses, Zeugnisse unablässiger Wahrheitsuche. Als Zeugnis solcher Wahrheitsuche, und zwar der Wahrheitsuche deutscher Menschen nach dem Sinn ihres eigenen Lebens und des deutschen Schicksals, können die Bücher von Krüger und Steltzer angesehen werden. Nun wissen wir zwar, daß zu allen Zeiten nach der Wahrheit des Lebens und Schicksals gefragt und daß sehr verschiedene Antworten gegeben wurden. Sie lautet anders bei Grimmelshausen, für den es keine Wahrheit in der Welt gab, als bei den Naturalisten der Jahrhundertwende, die wie in der Gottschedzeit etwa eine rational erfaßbare und sprachlich adäquat übermittelbare Wahrheit zu kennen glaubten. Von da wiederum zu Gottfried Benn ist ein weiter Schritt, wenn für ihn der Sinn der Dichtung in der Dokumentation einer dem Menschen als letzte Möglichkeit bleibenden Haltung besteht. Individuelle Fragen und Antworten überschneiden sich mit solchen religiösen und gesellschaftspolitischen Charakteren. Wenn ich es richtig sehe, steht die Antwort unserer beiden Autoren etwa in dem Raume, den Goethe am 30. März 1831 Eckermann gegenüber so formulierte: „Es

¹ Rütten und Loening Verlag München

² List Verlag München

sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen ... Ich dachte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung‘ — Goethe zitiert sich wieder einmal falsch —, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt...“ Mit dem Worte Symbol ist angedeutet, daß Dichtung und Wahrheit keine Gegensätze, sondern ahnbare Wahrheit und niedere Wahrheit des Sachlichen zugleich sein können.

Horst Krüger: DAS ZERBROCHENE HAUS

Horst Krüger ist der Gruppe der zornigen jungen Männer in der Literatur zuzurechnen, von denen heute in vielen Ländern gesprochen wird. Wir bedenken dabei nicht immer, daß diese zornigen jungen Männer gar kein Novum darstellen, sondern nur die jüngsten einer langen Ahnenreihe sind. Schillers „Räuber“ sind das eindrucksvollste Beispiel aus dem 18. Jahrhundert, ihnen folgen im 19. Jahrhundert Büchners „Woyzeck“ und Hauptmanns „Weber“; diesen wieder die Dramen von Georg Kaiser, Bert Brecht, Zuckmayer, um nur einige zu nennen. In der Gegenwart sind Vertreter des engagierten Zeitromans Martin Walser, Gerd Gaiser, Heinrich Böll, Günther Grass, Uwe Johnson unter anderen. Zu ihnen gehört Krüger mit seinem 1966 erschienenen Buch „Das zerbrochene Haus“.

So leicht nun diese Autoren hinsichtlich ihrer Aussage auf einen Nenner zu bringen sein mögen, so schwierig ist es, sie unter einem ästhetischen Gesichtspunkt zu begreifen; und gerade daran, an der Auflösung und Neubildung der Kunstform des Romans, wird nicht selten auch die Problematik der Aussage deutlich. Krügers Buch ist ein Zeitroman, aber er ist sowohl Roman als auch streckenweise Reportage, und Teile haben den Charakter eines Essays. An dieser Tatsache wird deutlich, daß wir es im modernen Roman mit der Schilderung von Vorgängen zu tun haben, die eine in der Auflösung befindliche Gesellschaftsordnung zeigen. Der Bildungsroman klassischen Stils ließ im Gerüst einer Handlung den jungen Menschen im Gefüge anerkannter geistiger Wertmaßstäbe sich entwickeln, der Gesellschaftsroman setzte Schranken, innerhalb derer man sich zu verhalten und zu bewähren hatte. In Krügers Zeitroman erleben wir die Analysen und die Veränderung menschlicher und politischer Zustände, ohne daß Richtung oder Ziel deutlich werden. Heute schreibt jeder Autor seinen Stil, es gibt nicht den Romanstil unserer Zeit; und dieser persönliche Stil des einzelnen ist meistens dadurch gekennzeichnet, daß die Handlungsabläufe zerbrochen oder verschachtelt dargestellt werden. Der Erzähler ist nicht mehr allwissend, kann es vielleicht in der Tat nicht sein, sondern selbst von der Rätselhaftigkeit des Daseins gepackt. Dies bestimmt auch die Form seines Werkes.

Zwar ist dem Aufbau der Handlung in Krügers „Das zerbrochene Haus“ eine Logik

nicht abzusprechen. Wir werden in dem Buch durch sechs Abschnitte geführt: Ein Ort wie Eichkamp / Ein Requiem für Ursula / Mein Freund Wanja / Die Verhaftung / 45, Stunde Null / Gerichtstag / und erleben in ihnen den Lebensweg des Autors vom Primaner der dreißiger Jahre in einem Vorort Berlins bis zum Journalisten im Frankfurt der Bundesrepublik heute. Jedoch ist schon der erste Abschnitt, „Ein Ort wie Eichkamp“, eher eine soziologische Studie als Teil einer Handlung, wirkt der vierte Abschnitt, „Die Verhaftung“, in der Handlung etwas überraschend plaziert und ist schließlich der letzte, „Gerichtstag“, eine hervorragende Reportage. In allen Teilen aber dieses Buches geht es um die Verquickung im Ablauf des allgemeinen und des eigenen Schicksals, und dies nun bildet die Klammer, deren richtige Anwendung in Verbindung mit glänzenden sprachlichen Details und der etwas gebrochenen Disposition uns doch von einem Kunstwerk zu sprechen berechtigt. Der Primaner wächst in seinem kleinbürgerlichen Elternhaus auf. Es liegt draußen vor Berlin, in Eichkamp. Die ersten Sätze lauten: „Berlin ist ein endloses Häusermeer, in dem ein Strom von Flugzeugen dauernd ertrinkt... Sie bauen da U-Bahn- Schnellstrecken und Stadtautobahnen, tifteln an raffinierten Avus-Verteilern und verwegenen Fernsehtürmen. Das alles ist das neue, moderne Berlin, das technische Karussell der Inselstadt, das sich dreht, von dem spröden, lakonischen Witz der Leute drinnen und vom Kapital von draußen betrieben.“ Sie offenbaren, so meine ich, sogleich das Talent des Erzählers. Nicht weniger diese Sätze: „Ein viel zu großer Kronleuchter hängt mit langen Kristallbändern tief in den Raum: Erbstück aus Buckow. Ein riesiger Eichenschrank füllt fast ein Drittel des Zimmers: Erbstück aus Stralau; ‚unser Barockschrank‘, hieß es zu Hause. Mein Vater sitzt teilnahmslos an seinem schwarzlackierten Schreibtisch. Er hat wie immer Akten vor sich, er kratzt sich wie immer am Kopf, an seiner ‚Wunde‘: Verdun 1916. Meine Mutter versinkt hinter dem runden Pilztisch in einem stoffbezogenen, fleckigen Sessel: ‚unser Klubsessel‘, hieß es. Das Licht der Lampe fällt mild über das Buch. Ihre Hände sind schmal, die Finger lang und feingliedrig und huschen nervös über die Zeilen. Sie hat katholische Augen: dunkel, gläubig, basedowstark. Etwas Verkündigendes liegt in ihrer Stimme. Sie liest aus einem Buch vor, das den Titel trägt: ‚Mein Kampf‘. Es ist Spätsommer 1933.“

Der Autor wächst auf als „typischer Sohn jener harmlosen Deutschen, die niemals Nazis waren und ohne die die Nazis doch niemals ihr Werk hätten tun können. Das ist es eben!“ Diese Leute nun erliegen der politischen Verführungskunst. „Rausch und Verklärung“, so sieht es der Autor, „sind die Schlüsselworte für den Faschismus, für seine Vorderseite, wie für seine Rückseite Terror und Tod die Schlüsselworte sind, und ich glaube, daß auch die Eichkamper sich gerne berauschen und verklären ließen. Das war der Punkt ihrer Anfälligkeit. Hier waren sie waffenlos. Man war plötzlich wer. Man war etwas Besseres, etwas Höheres: ein Deutscher.“ „Und doch“, so lesen wir an einer Stelle, „sie waren keine Nazis.

Die richtigen Nazis waren aus dem Nichts gekommen, es waren höchstens fünf Prozent, die hatten nie etwas gelernt, konnten nichts, waren gescheiterte Existenzen und wären wirklich nach drei oder vier Monaten wieder ‚abgewirtschaftet‘ gewesen, wenn nicht all diese guten und braven Deutschen in Eichkamp ihnen ihre Kraft, ihren Fleiß, ihren Glauben und ihr Geschick blind zur Verfügung gestellt hätten.“

„Das zerbrochene Haus“ — dieser Titel ist symbolisch. Dem jungen Sohn dieses Hauses zerbricht fast alles. Es friert ihn, weil er, das ist sein persönliches Schicksal, der wirklichen Liebe des Elternhauses entraten muß. Das Haus wird im Bombenkrieg buchstäblich zerstört; das Haus seines Lebens — Deutschland — zerbricht in zwei Teile. Darüber räsoniert der erwachsen gewordene Junge aus Eichkamp, den es mehr aus Zufall vorübergehend in eine Widerstandsgruppe verschlug, dessen Freund Wanja von damals heute auf der anderen Seite des eisernen Vorhanges wohnt. Wir sind in diesem Monolog nicht nur auf den Kern dieses Romans gestoßen, wir stehen in ihm auch vor dem zerbrochenen Haus, und wir hören die Klage, den verhaltenen Schrei der verstörten, der gestörten und nicht selten zerstörten Einzelpersönlichkeit, welcher der Geist dieses Jahrhunderts feindlich gesonnen ist. Wir lesen da: „Wanja, es ist aus zwischen uns — natürlich. Es ist aus für immer. Ich frage dich: Was hat uns so fremd gemacht? Was war es denn? Wir lernten doch einmal in Berlin zusammen auf derselben Schulbank dieselbe Grammatik? Ich glaube, es ist einfach die Zeit. Wanja, diese verrückte, größenwahnsinnige Zeit, die uns fraß und wieder erbrach und an fremde Ufer spuckte: nun riechen wir beide ziemlich abscheulich nach Zeit: du riechst nach dem Osten und ich nach dem Westen. Die Zeit hat uns eben so ausgespuckt. Wir wurden von geschlagenen und ratlosen Vätern gezeugt, und unsere Mütter waren verlegen und ohne Liebe. So etwas hängt an, geht mit ein, wird selber Schicksal. Ratlosigkeit, Leere, Verlegenheit war meine Jugend und deine ein verrückter kurzer Traum. Sie haben uns einfach nichts mitgegeben, was gegen die Zeit standhielte: Es waren alles nur Illusionen und Träume; die Zeit hatte da ihr leichtes Spiel.“ Und in dem folgenden Satz: „Das ist eine wirre und entsetzliche Welt geworden: ja oder nein, oder nein oder ja. Wir hängen da alle jetzt drinnen. Die Welt ist in zwei Lager geteilt; es gibt nur noch Verfolger und Verfolgte auf dieser Welt. Ja oder nein, darin sind wir alle gefangen“, wird die Perspektive deutlich.

Theodor Steltzer: 60 JAHRE ZEITGENOSSE

Steltzer ist, um den eingangs gebrauchten modischen Ausdruck abzuwandeln, kein zorniger junger Mann, eher ein besorgter alter Mann, dessen die Nation sicher ebensowenig entraten kann wie des jungen. Er wurde im holsteinischen Trittau geboren und wuchs dort auf, behütet in der gepflegten Tradition einer

Juristenfamilie, die dem Dienste des Landes tüchtige Männer zuführte. Er spürte bereits als junger Mensch, daß er im kaiserlichen Deutschland in einer Scheinwirklichkeit lebte, aber es gelang ihm nicht, zur Wirklichkeit vorzustoßen. Im Casino, Steltzer wählte den Beruf des Offiziers, wurde es nicht gern gesehen, daß man die „Frankfurter Zeitung“ las, und als er einmal sein Interesse für skandinavische Literatur äußerte, fragte ein älterer Offizier, ob Selma Lagerlöf ein neues Stück von Ibsen sei. Es ist die Zeit, „in der die ganze Richtung“ uns nicht paßt, d. h. die Zeit, deren verantwortlich Agierende kein Gefühl dafür haben, daß draußen vor der Tür frische Kräfte des Volkes stehen, die nicht nur ihre Ansprüche, sondern auch ihre Bereitschaft zur Mitarbeit anmelden.

Steltzer schreibt seine Erinnerungen in einer Sprache, die ohne jede Leidenschaft, aber von klassischer Kunst der Formulierung und damit der inneren Zucht geprägt ist. Die Komposition des Buches entwickelt sich aus der Chronik des Lebens von selbst. Im Gegensatz zu einem anderen vielbesprochenen Buch dieses Winters, nämlich Zuckmayers „Als wär’s ein Stück von mir“, gibt es nur wenige kräftige Farbflecken, nur angedeutete Farbtöne, jedoch nimmt Steltzer im Gegensatz zu Zuckmayer die Chance wahr. Gültiges und Verbindliches über seine eigene Zeit in Verbindung mit der Darstellung seines Lebens zu sagen. Damit ist er der Aufforderung, im goetheschen Sinne die Wahrheit zu suchen, mit mehr Erfolg nachgekommen als Zuckmayer. Auch war er sich einer Notwendigkeit bewußt, die für jeden Memoirenschreiber darin besteht, Erinnerungen von später gewonnenen Ansichten zu trennen.

Seit der Untersekundaner Steltzer mit Naumanns Zeitschrift „Die Hilfe“ bekannt wurde, hat ihn das Problem einer Synthese von Politik, Wirtschaft und Ethik nicht mehr verlassen. Im ersten Absatz des Buches steht bereits das Programm, nach dem der Autor sein Leben entwickelt hat: „Wichtig war mir, den langen Weg zu zeigen, den ich von der Scheinordnung der Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurücklegen mußte, ehe ich allmählich der eigentlichen Wirklichkeit der Dinge näherkam.“ Und der letzte Satz lautet: „Auch mein Leben ist vielleicht ein Beispiel dafür, wie man sich auch ohne amtlichen Auftrag Aufgaben stellen kann, durch die man dem Ganzen dient.“ Zwischen diesen beiden Äußerungen steht die erste politische Rede im Naumannkreis 1919, deren letzter Satz lautet: „Nur durch planvolle Beseitigung der wirtschaftlichen Gegensätze, durch innere Überwindung der in der freien Zufallswirtschaft entstehenden Welt der Gegensätzlichkeit, in einer Wirtschaft allgemeiner Solidarität läßt sich der Boden vorbereiten, auf dem auch ein neues Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit erwachsen kann.“ Eigentlich haben wir hier den ganzen Menschen Steltzer. Alles andere seines Lebensgangs entwickelt sich folgerichtig aus diesem Fundament. Dieses Leben hat drei Höhepunkte: die Zeit als Landrat in Rendsburg von 1920—1933, die Zeit

des Widerstandes im zweiten Weltkrieg, die Zeit als erster Oberpräsident und späterer erster Ministerpräsident in Schleswig-Holstein nach dem Zusammenbruch 1945.

Die Rendsburger Jahre, während derer er sich zu einem der damaligen profilierten Landräte der Provinz entwickelte, wurden für Steltzer sehr wichtig. Hier gewann er Einsichten in die Welt des Bauern, Arbeiters und Handwerkers, sein Kreis wurde ihm ein Laboratorium. Er wußte, daß die traditionellen gesellschaftlichen Formen überholt waren und jetzt einer werdenden neuen Gesellschaft Rechnung zu tragen wäre. Diese sollte nach seiner Meinung korporativ von unten nach oben aufgebaut werden. Leider fand der Landrat kein wirkliches Verhältnis zur Weimarer Republik, die ihm zu zentralistisch war. Aber seine korporative Staatsauffassung brachte ihn auch in einen scharfen Gegensatz zum Nationalsozialismus. Er verfaßte eine politische Denkschrift für den österreichischen Kanzler Schuschnigg, in der er 1933 den Nationalsozialisten jede Fähigkeit zur Neugestaltung in Deutschland absprach. Sie wurde bekannt und brachte ihm Verfolgung und Gefängnis.

Interessant ist seine Stellung zur Volkshochschule. Er gehört zu den Gründern und geistigen Vätern der heutigen Rendsburger Heimvolkshochschule und schreibt in seinem Buch: „Die Leitung der Heimvolkshochschule übernahm Rektor Henningsen, der sich als ungewöhnlich begabt für diese Arbeit erwies. Die pädagogischen Ziele waren Erziehung des einzelnen zu ethischer Grundhaltung, Erweckung eines geistig orientierten Volkstums und Achtung vor anderem Volkstum, Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit mit anderen sozialen Gruppen innerhalb des Volkes und mit anderen Völkern, Erziehung zu selbständigem Urteil und verantwortlicher Mitarbeit im öffentlichen Leben.

Ein Mann mit solchen Ansichten mußte vom ersten Tage an den neuen Machthabern verdächtig sein. Er war es auch, und die Folgen, die in totalitären Staaten sich dann einstellen, ließen nicht auf sich warten.

Im zweiten Weltkrieg war er in Norwegen Transportoffizier und schloß sich 1940 dem Kreisauer Kreis an. Unter dem Vorsitz Freislers wurde er 1944 zum Tode verurteilt. Eine norwegisch-schwedische Intervention bei Himmler rettete ihn im letzten Augenblick vor der Vollstreckung des Urteils. Hatte Steltzer in Rendsburg erkannt, daß der Staat eine leere Apparatur geworden war, so war es nur folgerichtig, wenn er über den Kreisauer Kreis schrieb: „Uns schwebte eine Einigung vor, die nicht nur aus der gemeinsamen negativen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus, sondern aus einer positiven Übereinstimmung in langfristiger politischer Zielsetzung bestand. Es ging uns um die geistigen Grundlagen deutscher Politik. Wir kamen aus sehr verschiedenen gesellschaftlichen und konfessionellen Kreisen. Es war für uns alle ein großes Erlebnis, daß sich die hierin liegenden Schwierigkeiten menschlich leichter überwinden ließen, als wir erwartet hatten.“ Als überzeugter Gegner der Vertreter

eines Unrechtsstaates fand er Kontakt zu vielen Norwegern, insbesondere zum Bischof Berggrav; die Darstellung der Gespräche mit Berggrav gehört zu den wichtigsten und auch schönsten Teilen des Buches. Seine Erkenntnis über die besondere deutsche Situation mündet unter dem Einfluß des englischen Erzbischofs Dr. Temple in folgende Auffassung ein: „Eigentlich ging mir dadurch zum ersten Male das Verständnis dafür auf, welche zentrale Bedeutung dem Zustand des menschlichen Bewußtseins zukommt: Ob es sich im Gleichgewicht mit ethischen Normen und Prinzipien befindet, die es als übergeordnet und verbindlich anerkennt oder ob dieses Gleichgewicht verlorengegangen ist, wie wir es beim Zivilisationsmenschen in zunehmendem Maße erleben. Ich betrachte die Wiederherstellung dieses Gleichgewichts als das zentrale Problem sowohl jedes einzelnen Menschen als auch der ganzen politischen Entwicklung.“

Hier ist in der Tat eine zentrale Erkenntnis ausgesprochen. Sie mündet ein in die Kritik an der Entwicklung des menschlichen Zusammenlebens in moderner Zeit schlechthin und läßt sich mit dem Titel des Buches von Picard, „Hitler in uns selbst“, andeuten.

Steltzer wurde dann 1945 Oberpräsident, 1946 Ministerpräsident in Schleswig-Holstein. Er war sowohl der englischen Besatzungsmacht wie auch seinen christlich-demokratischen Parteifreunden unbequem. Der Ministerpräsident fiel bei letzteren in Unnade, weil sie nicht glaubten, daß er mit ihnen in wichtigen Grundfragen übereinstimmen könne.

Für uns ist natürlich diese schleswig-holsteinische Phase seines Lebens sehr wichtig; besonders können seine Gedanken zur deutsch-dänischen Frage unsere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Steltzer ist immer ein guter Schleswig-Holsteiner gewesen, wenn man darunter die Bejahung der mit deutschen Augen gesehenen Heimatgeschichte und die Reichs- oder Bundestreue dieses Landes versteht. Er hat zwar von seiner Herkunft und wohl auch von seinem Bildungsgang her gesehen sich nicht ein wirkliches Verständnis für die seelische Spannungslage der Menschen, insbesondere im nördlichen Schleswig, erwerben können, jedoch gehört er zu dem Personenkreis, der, ausgestattet mit einer hohen Intelligenz und einer besonderen Gabe der Intuition, in die Lage versetzt wurde, bisweilen sogar klarer als die Einheimischen an der Grenze bestimmte Situationen zu beurteilen. Als Landrat in Rendsburg stellte er in den zwanziger Jahren fest: „Schleswig-Holsteins innerer Zusammenhang beruhte auf einem starken Heimatgefühl, ohne daß man dieses jedoch partikularistisch nennen konnte. Unser Land hatte an den deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen lebhaften Anteil gehabt. Es ist aber nie in eine innere Beziehung zu Preußen und dem Reich hineingewachsen, bei der es sich als mitverantwortlichen Bestandteil fühlen konnte. Man hatte den Eindruck, zu viel

von oben regiert zu werden, weil zu wenig Eigenverantwortung für das Land blieb. Die autoritäre preußische Verwaltung hatte für diese Notwendigkeiten keinen Sinn und ließ es zu einer zunehmenden Aushöhlung der Selbstverwaltung kommen.“ An anderer Stelle sagt er mit Recht, daß es möglich gewesen wäre, das Abstimmungsergebnis von 1920 als Ausgangsbasis einer kulturellen Zusammenarbeit anzusehen und stellt fest, daß die Verhältnisse an der Nordgrenze so eigenartig seien, daß eine klare Teilung nach Nationalitäten gar nicht möglich sei. Die nationalen Leidenschaften seien in jenen Jahren für eine Entwicklung im heutigen Sinne noch zu groß gewesen. Trotzdem hat man freundschaftliche Kontakte mit dänischen Volkshochschulen schon damals knüpfen können, und nach seiner Meinung sei auch damals in der deutschen Gruppe im dänischen Nordschleswig eine Volkstumarbeit gepflegt worden, die ein gegenseitiges Verständnis von Dänen und Deutschen förderte. Aber, ich zitiere: „Es gab auf beiden Seiten noch zu viele kämpferische und gehässige Stimmungen, als daß man eine wirkliche Befriedung hätte erreichen können.“ Als erster Ober- und Ministerpräsident nach dem Zusammenbruch trifft er dann auf die völlig neue Lage an der Grenze, die hier zu erörtern im einzelnen nicht möglich und auch nicht nötig sei. Die schleswig-holsteinische Bevölkerung habe, so schreibt er, seine damalige Haltung als zu lau angesehen. Sie hätte von ihm scharfe und kämpferische Erklärungen erwartet, die er für falsch gehalten habe: „zumal sie sich gegen eine Gefahr wenden sollten, von der ich wußte, daß sie nicht bestand. Inzwischen hat sich erwiesen, daß wir den richtigen Weg gegangen sind. Als ich im Jahre 1963 in Dänemark an einer dänisch-schleswig-holsteinischen Nachbarschaftstagung von Pädagogen und Vertretern der Erwachsenenbildung teilnahm, zeigte sich zwar, daß noch manche Mißverständnisse und Bitterkeiten überwunden werden müssen. Aber die Einsicht in die Notwendigkeit eines Miteinanders von Dänen und Deutschen war auf beiden Seiten vorhanden.“ In diesem Zusammenhang kommt er auf den vorhin angedeuteten schwerwiegendsten Gegensatz zu dem damaligen Vorsitzenden der CDU in Schleswig-Holstein, Schröter, zu sprechen. Dieser Gegensatz war dadurch gekennzeichnet, daß Schröter laut Steltzer einer vom alten Liberalismus getragenen großen Rechtspartei zustrebte und den weltanschaulichen Gegensatz zur SPD unterstrich. „Ich dagegen war“, so schreibt Steltzer, „der Ansicht, daß die Zeit der weltanschaulich orientierten Parteiprogramme vorbei sei. Auch die Bevölkerung ist an ihnen nicht mehr interessiert und wünscht gemeinsames Handeln. Deshalb vertrat ich in der Landespolitik die Notwendigkeit einer Sammlung nach der Mitte. Natürlich läßt sich die Frage nach dem Wesen dieser Mitte kaum beantworten. Man kann sie nur pragmatisch lösen, zumal die vorliegenden politischen Aufgaben nur durch eine langfristige Planung in Angriff genommen werden können. Ob man hierzu den Weg einer Koalition oder eines

gemeinsamen Aktionsprogramms wählt, lasse ich dahingestellt.“ Diese Bemerkungen entbehren im Dezember 1966 nicht einer gewissen Aktualität. Herr Schröter habe, so lesen wir weiter, auch seine Haltung zur Grenzfrage mißbilligt und habe im Gegensatz zu Steltzer von einer stärkeren Entfesselung der nationalen Leidenschaften bessere Wahlergebnisse erwartet. Ich zitiere: „Deshalb war er auch mit meinen Reden sehr unzufrieden, weil sie die Hörer nach seiner Ansicht zu nachdenklich machten, anstatt sie emotional aufzuputschen. Ich glaube allerdings, daß meine an einer langfristigen Beurteilung der Lage orientierte Linie sich auf die Dauer als wirkungsvoller erwiesen hätte.“ Rückschauend muß man hier dem Verfasser zubilligen, daß er die Lage richtig beurteilt hat. Mit einer gewissen Bitterkeit schildert er seinen Abschied von der schleswig-holsteinischen Politik. Der objektive Historiker wird feststellen, daß ihm zu Unrecht nicht jener Dank und eine Anerkennung für das, was er damals in jenen unvorstellbar schweren Verhältnissen leistete, in hinreichendem Maße zuteil wurden.

Wollte man den Versuch eines kritischen Wortes über Steltzers praktische politische Arbeit machen, dann würde man darauf hinweisen müssen, daß er zwar immer konstruktive Politik betrieben hat, aber bisweilen im akademischen Bereich und in Ansätzen steckengeblieben ist. Er war immer Mitarbeiter oder Gestalter in „Kreisen“, in denen ganz sicher wertvollstes Gedankengut verarbeitet und geklärt wurde. Aber er stieß in der praktischen Politik nicht immer durch. Auch die Deutsche Gesellschaft für auswärtige Politik, eine von Steltzer maßgeblich gestaltete Vereinigung zum Zwecke unabhängiger Forschungsarbeit, ist schließlich während seiner Zeit über den Bereich des Akademischen nicht hinausgekommen. Es ist eine Sternstunde, wenn in einem Politiker das ethische Wollen und die Kunst des pragmatischen Handelns zusammentreffen. Daß sie so selten eintritt, hat leider zur Folge, daß der Wagen der Geschichte bisweilen gar zu langsam fährt. Was Steltzer gewollt und im Kern auch erreicht hat, steht an einer Stelle seines Buches, die wir zu den großen Stellen deutscher politischer Memoirenliteratur zu rechnen haben. Von Stifter herkommend, schreibt Steltzer: „Die Aufgabe, die jedem das Universelle suchenden Menschen gestellt ist, das ‚Witiko-Thema‘ oder doch ein Abglanz davon, ist schon in dem Begriff des ‚Zeitgenossen‘ enthalten. Er bedeutet, jene Mitverantwortung für die Gesamtheit der Menschengemeinschaft auf sich zu nehmen, die schon das Dasein anderer Menschen uns auferlegt. Andererseits kann diese Verantwortlichkeit ihren Maßstab erst aus den uns umgebenden Menschen, ihren Wünschen und Ängsten, auch den in ihnen liegenden Widersprüchen, Lügen und Gemeinheiten gewinnen. Zeitgenosse sein bedeutet daher, die Existenz- und Denkmöglichkeiten zu ermessen, die in der Menschengemeinschaft einer bestimmten Zeit liegen, um danach zu handeln.“ Und wenn er an der gleichen Stelle von dem Sinn seines

Buches dahingehend spricht, daß es persönliche Rechenschaft gibt, die zugleich auch etwas über die allgemeine Thematik der deutschen Entwicklung seit der Jahrhundertwende aussagt, dann sind wir am eigentlichen Kern seines Buches.

*

Krüger und Steltzer — zwei Autoren höchst verschiedener Anschauungen, zwei Autoren, die ihr Leben beschreiben und aus dieser persönlichen Lebensgeschichte eine Chronik ihrer Zeit machen. Nicht eine Chronik im Sinne der Aufzählung von Daten, sondern eine Chronik im Sinne des Hervorhebens des Wesentlichen. Begegnen wir in Steltzer dem humanistisch-konservativen deutschen Politiker, der immer zum Ganzen strebt, der trotz aller Kritik am Bismarckreich seine Herkunft aus diesem Reich nicht verleugnen kann, begegnen wir also in ihm letztlich einem gläubigen Politiker, und ich meine jetzt dieses Wort in politischer und religiöser Beziehung, so begegnen wir in Krüger dem Vertreter einer desillusionierten Generation, die tabula rasa gemacht hat. Krüger schreibt an einer Stelle seines Romans: „Wanja, ich glaube, es ist einfach aus mit diesem Deutschland. Es ist aus mit diesem Deutschland, das sich die Deutschen nach Hitler vormachen — hier und drüben. Niemand in der Welt will das mehr. Es ist aus mit dem Reich von siebzig Millionen — für lange Zeit. Da sind noch Stämme und Landschaften, da sind Länder und viele tüchtige Städte, nicht mehr. Es gibt noch eine deutsche Sprache bei uns und viele herrliche Dialekte, nicht mehr. Das muß uns nun eine Weile reichen. Ist das denn so schlimm?“

Wenn man dieses Zitat wörtlich nimmt, dann kann man in der Tat einem politischen Glauben verlieren. Ich meine jedoch, man täte dem Verfasser Unrecht, ihn so zu interpretieren. Ich glaube, daß auch in diesem scheinbar so negativen Ausbruch das steckt, was mit dem schlichten Wort Liebe zu Deutschland bezeichnet werden kann, und ich meine, daß wir diesen beiden Autoren die Fähigkeit zur nüchternen Erkenntnis der Lage und die Liebe zu ihrem Gegenstand zugleich zubilligen müssen und daß wir dem einen wie dem anderen für die Klarheit, die Offenheit und die Ehrlichkeit ihrer Aussage danken müssen. Es sind wahre Bücher, die wir gelesen haben, wahre Bücher im Sinne des Vorberichts, den Wieland 1767 seinem Agathon voranstellte und in welchem er ein literarisches Werk dann als wahr bezeichnete, wenn in ihm alles mit dem Lauf der Welt übereinstimme, die Charaktere nicht willkürlich gebildet seien und sowohl der Individualcharakter einer Person als auch das Eigene des Landes, des Ortes, der Zeit, in welche die Geschichte gesetzt sei, beibehalten werde.

Beiden Autoren ging es um die Geschichte ihres eigenen Lebens und um die Geschichte ihrer deutschen Mitmenschen zu ihrer Zeit. Nicht das Alltägliche im Sinne Schlegels war ihnen wichtig. Auch nicht das Außerordentliche und Wunderbare. Das wäre Chronikstil. Ihnen kam es darauf an, aus dem Kreise der Menschen hinauszutreten, die sich freuen, mit Weib und Kind, schon bloß, weil sie

vorhanden sind, ihnen kam es darauf an, Schlegels Forderung zu erfüllen, die dieser einmal so formulierte: „Jeder edlere Mensch fühlt aber in sich ein Streben der Annäherung an etwas unerreichbares, und dieß selbige Streben legt er der ganzen Gattung bey, die ja nur das unsterbliche Individuum ist. Die Forderung demnach, worauf der ganze Werth der Geschichte beruht, ist die eines unendlichen Fortschritts im Menschengeschlechte; und ihr Gegenstand ist nur das, worin ein solcher Statt findet. Folglich ist alle Geschichte Bildungsgeschichte der Menschheit zu dem was für sie Zweck an sich ist, dem sittlich guten, dem wahren und schönen.“

Hier ist also von einem Sinn der Geschichte und von einem Glauben an diesen Sinn die Rede. Und selbst unserem aus gutem Grunde desillusionierten Geschlecht ist die Überzeugung von der Notwendigkeit dieses Glaubens nicht völlig abhandengekommen. Auch unseren beiden Autoren nicht. Aus intellektueller Sicht, nicht aus volklicher Emotion sucht Krüger nach diesem Sinn. Aus konservativer, dem deutschen Idealismus verpflichteter Sicht müht sich Steltzer um ein gleiches. Man wird beiden Autoren die Sicht zum Guten, Wahren und Schönen nicht absprechen können, man wird ihnen ebensowenig eine originale Fähigkeit, durch das Wort zur Gestaltung zu kommen, absprechen. Damit wird ihr Bericht, wenn nicht ein bleibendes künstlerisches Zeugnis unserer Zeit, so in jedem Fall eine gültige und für eine spätere Zeit unübersehbare und unüberhörbare Äußerung dieser unserer Zeit bleiben.

*Was ich am tiefsten verabscheue,
das ist die traurige Rolle des Zuschauers,
der unbeteiligt tut oder ist.
Man soll nie zuschauen.
Man soll Zeuge sein, mittun und Verantwortung tragen.
Der Mensch ohne mittuende Verantwortung zählt nicht.*

Antoine de Saint-Exupéry

PAUL KOOPMANN

Schleswig und Schleswigertum heute

„Zwischen Eider und Königsau — Ist das alte Herzogtum Schleswig heute eine geistige und politische Realität?“ war das Thema einer Arbeitsbesprechung auf dem diesjährigen Deutschen Tag in Tondern, deren Leitung in den Händen Dr. Paul Koopmanns lag. Wir geben seine eigene Stellungnahme zu der aufgeworfenen Frage nachstehend wieder, da sie an Dr. Johannsens Vortrag auf der Mitgliederversammlung des Grenzfriedensbundes im April d. J. in Husum anknüpft und von hier aus eine Antwort auf die Frage nach dem Schleswigertum von heute zu finden sucht.

In seiner Husumer Rede am 16. April 1966 hat der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes, Dr. Johannsen, in programmatischen Sätzen dem Grenzlandgespräch neue Impulse gegeben.

In sehr klar durchdachten Sätzen hat er etwas Wesentliches ausgeführt, wenn er sagte, wir hätten uns der Aufgabe zu unterziehen, „die geistige Physiognomie des Herzogtums Schleswig zu erfüllen“. Hier liegt das Wesentliche, ja das Entscheidende seiner Ausführungen.

Und hier ist er mißverstanden worden. Ich möchte sogar sagen, mußte er mißverstanden werden, weil er selber durch die Relation der politisch-historischen Werte zu den intellektuell-ästhetischen, die er aufstellt und als welche er die kulturellen Werte bezeichnet, kräftig dazu beitrug. Ich möchte nicht opponieren; ich möchte versuchen, mit meinem Beitrag etwas zur Klärung beizutragen. Denn wir müssen sehr sauber sondieren, um weiterzukommen, um dem Gespräch eine neue Wendung geben zu können.

Zunächst dürfen wir uns freuen, daß das Schleswiggespräch gerade in letzter Zeit durch die verschiedenen deutschen Beiträge erheblich an Gewicht gewonnen hat. Es ist nicht unwichtig, in dieser Verbindung darauf aufmerksam zu machen, daß führende Grenzlandpolitiker über das mangelnde Interesse von deutscher Seite zu diesen Fragen überhaupt klagten. Wir sind in dieser Hinsicht sicherlich einen erheblichen Schritt weitergekommen.

*

Worum ging es bisher?

Man erkannte in weiten Kreisen Schleswig-Holsteins, daß die Grenzfragen im Norden sich zufriedenstellend entwickelten, daß sich die ungewöhnliche Expansion der neudänischen Bewegung im Landesteil Schleswig nach 1945 allmählich auf Proportionen reduzierte, die keine Bedrohung der Staatsgrenze

mehr darstellten. Damit übersah man vielleicht allzusehr die dem Grenzland als solchem immanente Kraft.

Denn eine Vitalität, wie sie sich im schleswigschen Grenzraum durch nahezu zweihundert Jahre entwickelt hatte, konnte sich sehr schnell in eine Labilität für die eine oder die andere nationale Seite verwandeln. Das bedeutet, intellektuell gesehen, daß dem Grenzland die geistige Erfüllung nicht zuteil geworden war, um eine notwendige Stabilität zu gewähren.

Zahlreiche Deutsche erkannten diese Situation mit Sorge. Das ist aber auch — um mit der Analyse weiterzukommen — die Hauptsorge in der Aussage Johannsens. Mag er auch Troels Fink zitieren, wenn er mit ihm sagt: „Mit der Inkorporation Schleswig-Holsteins in Preußen hörte das Herzogtum Schleswig völkerrechtlich auf, ein Begriff zu sein; als historischer Begriff ist es bis zum heutigen Tag bemerkenswert lebendig geblieben.“ Es ist durchaus legitim, wenn beide Schleswiger, Johannsen und Troels Fink, am Begriff Schleswig festhalten, von der Unzerstörbarkeit des Namens Schleswig reden und die schleswigsche Vitalität stark hervorheben. Die Sorge um die Verhältnisse des Grenzlandes ist beiden gemeinsam.

Die Dänen haben früher von dem Zehn-Prozent-Proporz der deutschen Minderheit gesprochen. Ich erinnere nur an den Bibliothekar Jacob Petersen aus Apenrade. Denn, so erklärte er, bei nur zehn Prozent Stimmenanteil der Deutschen in den politischen Gemeinden sei das Heimdeutschtum staatspolitisch ungefährlich. Wenn dann aber noch von Schleswig so viel die Rede ist, z. T. auf deutscher Seite, dann haben wir uns hiermit doch auseinanderzusetzen.

*

Landesteil Schleswig nennt man Südschleswig. Wir setzen dagegen sehr deutlich Nordschleswig. Die offizielle dänische Bezeichnung heißt: de sønderjydske Landsdele. Wenn die Dänen aber Sønderjylland sagen, dann ist das Programm. Denn mit dem Namen Sønderjylland trat die dänische Bewegung um 1815 in das volkliche Ringen um den schleswigschen Menschen ein.

Troels Fink nennt seine Geschichte des schleswigschen Grenzlandes in der dänischen Ausgabe „Sønderjylland“ und versteht darunter das Land zwischen Königsau und Eider. Hanno Schmidt und Schlegelberger bezeichnen das gleiche Gebiet als Grenzraum, als Spielraum des neuen Wettbewerbs zwischen Deutsch und Dänisch.

Dieser kleine Namens- und Begriffsexkurs erhellt meiner Meinung nach schlagartig auch die gegenwärtige Problematik. Was aber müssen wir dem heute hinzufügen? Wir müssen zunächst einmal betonen, daß es heute keine schleswig-holsteinische Bewegung mehr gibt, daß keine schleswigsche Frage völkerrechtlich als ungelöster Rest verblieben ist.

Neue Perspektiven durch die Loyalitätserklärung der deutschen Nordschleswiger

Ich weiß, daß mir etliche in diesem Punkte widersprechen und auf die nicht vorhandene Loyalitätserklärung der dänischen Minderheit verweisen werden. Das *ist* oder das *mag* richtig sein. Selber glaube ich, daß die deutsche Loyalitätserklärung von 1945 ganz andere Perspektiven beinhaltet. Wir sind durch diese Entscheidung viel, viel weitergekommen, als viele es auch heute noch erkennen.

Mit unserer Loyalitätserklärung haben wir eine ganz neue Situation geschaffen. Wir haben einen Schlußstrich unter eine Entwicklung gesetzt, die wir als die schleswig-holsteinische Bewegung von 1815 bis 1945 betrachten müssen. Sie greift daher noch in unsere Volksgruppenpolitik mit Pastor Schmidt-Wodders These der „neuen Entscheidung“ über. Im Verhältnis zum Norden bedeutet die schleswig-holsteinische Bewegung die Abwehrstellung gegen Dänemark, enthält sie einen echten Affront gegen alles, was dänisch ist. Heute wäre eine solche Haltung eine Belastung, eine schlimme Hypothek, die jedes Gespräch mit den Dänen gerade uns als Nordschleswiger bedrücken müßte, wenn wir in Dänemark ein eigenes Leben zu entfalten wünschen. Denn wir können es Dänemark und keinem Dänen verübeln, daß sie als Volk von wenigen Millionen gegenüber dem temperamentvollen, zahlenmäßig viel stärkeren deutschen Volk naturnotwendig eine Reserve an den Tag legen und gewisse Vorbehalte anmelden. Wenn wir erklären, daß wir als Deutsche treue dänische Staatsbürger sein wollen — und das ist unser fester Wille —, dann wünschen wir bewußt an die Zeit zu erinnern, die vor der Entfremdung von 1815/30 bestand, als die Deutschen, als die Schleswig-Holsteiner vollgültige Mitglieder im dänischen Gesamtstaat waren.

Ich wäre vielleicht ein Romantiker, wenn ich meinen würde, daß wir an diese fast mittelalterlich anmutende Gesamtstaatszeit anknüpfen sollten. Daher möchte ich ganz klar an die unabdingbaren Ergebnisse des 19. und 20. Jahrhunderts erinnern, die in der Gesamtstaatszeit nicht enthalten waren, die vielmehr als werdende Kristallisationspunkte den Gesamtstaat sprengten. Das waren die Volkstümer. Es gibt heute kein zwitterhaftes Volkstum zwischen Deutsch und Dänisch. Es gibt kein Volkstum der „Blakkeden“, es gibt kein schleswigsches Volkstum.

Nennen wir zwei, drei profilierte Geister, um das zu erhärten: Brorson als Repräsentant für die Dänen, Matthias Claudius und Theodor Storm als Deutsche. — Auf Schleswigs Boden hat sich eine kulturelle Klärung im modernen Gewand als Deutsch und Dänisch, als klares dänisches und deutsches Volkstum durchgesetzt. Es gibt keine „Tvetullerien“, so wenig es eine schleswigsche Sprache gibt.

Es gibt aber — wie Prof. Scheel in den dreißiger Jahren ausführte — eine Grenzlandhaltung, etwas Schleswigsches, das ihn dazu veranlaßte, bei der

Charakterisierung des Heimdeutschen zu erkennen und zu erklären, daß auch „die nordischen Glocken in der Seele des deutschen Nordschleswigers mitklingen“. Das ist zutiefst auch das, was Axel Henningsen mit seiner Zweiströmigkeit meint. Wenn wir einen dänischen Nordschleswiger als Zeugen anrufen sollen, so möchte ich Hans Andersen Kongsberg nennen — einen wahrhaft dänischen Nordschleswiger — der einmal erklärte, als der Wert der deutschen Kultur in einer Debatte angezweifelt wurde, daß er auf jeden Fall auf das Deutsche nicht verzichten möchte, was ihm durch Fritz Reuters Werk zugewachsen sei.

*

Wenn wir darum im Gespräch um Schleswig — sei es schleswigscher Mensch, sei es schleswigsche Landschaft — das Wesentliche erfassen wollen, dann geht es nicht mehr um das Formale, um das Äußere, sondern nurmehr um das Innere, um das Inhaltliche.

Was die eiderdänische Bewegung und was die schleswig-holsteinische Bewegung nicht zu lösen vermochten, ist die menschliche „Erlösung“ des gesamten Grenzraumes. Das ist das, was Johannsen und Henningsen meinen, das ist aber auch das, was Troels Fink und die Führer der dänischen Nordschleswiger und Südschleswiger meinen, wenn sie von der noch vorhandenen geistigen Labilität unserer Verhältnisse insgesamt sprechen.

Wir können auf eigenen Beinen stehen!

Ein Beispiel möchte ich anführen: Das Heimdeutschtum sollte schon kurz nach 1920 wie „Märzschnee vergehen“. Nach 1945 waren wir aber plötzlich die „Insel der Treue“, das deutsche Bollwerk im volklichen Trümmerfeld des Landes zwischen Scheidebach und Eider. Wie goldrichtig war doch unsere Loyalitätserklärung. *Wir können auf eigenen Beinen stehen!* Das ist ihr wirklicher Sinn. Wir sind Dr. Hanno Schmidt sehr dankbar, daß er in seiner Rede vor der ADS in diesem Jahr diesen Sachverhalt so klar erkennt, wenn er sagt, „die Nordschleswiger sind uns und dem südschleswigschen Dänentum in der Gestaltung ihrer Lebensformen weit voraus. Mir hat immer ihre völlige Unbefangenheit in ihrem Verhältnis zu allem Dänischen imponiert ...“. Diese innere Sicherheit als Gruppe haben wir erst nach zwei Weltkriegen erworben. Darum sind wir wirklich an unserer Aufgabe gewachsen, die auch dann und heute vorhanden ist, wenn wir eine neue Lebensform zu suchen, wenn wir uns den sich wandelnden Verhältnissen anzupassen haben.

Wir haben hier noch viel zu leisten. Mir will scheinen, daß wir den tiefen Sinn des Familiären in unserer Haltung — oft in seiner leicht negativen Seite, daß wir uns allzugut kennen — kultiviert haben. Es ist auch zu kurzichtig formuliert, wenn wir weiter sagen, daß die Schule das A und O unserer Volksgruppenarbeit ist. Wir

müssen nach der Schulzeit weit mehr für unsere Familien tun!

Es ist hier nicht der Ort, über unsere eigene Politik im einzelnen zu reden. Ich möchte nur die Perspektiven aufzeigen, die durch die Loyalitätserklärung, die eigentliche Friedenserklärung, von uns den Dänen gegenüber beschritten wurde. Wir haben durch die Loyalitätspolitik, die wir in allen öffentlichen Gremien, in denen wir seit 1945 mitwirken durften, bewiesen, daß wir einen ganz neuen Kurs eingeschlagen haben, und uns dadurch einen Kredit verschafft, der uns auch weitgesteckte Ziele ansprechen läßt. Wenn wir als Deutsche unserer schleswigschen Heimat mit einer solch inneren Sicherheit auftreten dürfen, so haben wir auch das Recht, zu betonen, daß wir die Phase des Schleswig-Holsteinismus als beendet betrachten.

Was sich anbahnt, ist ein allgemeines deutsch-dänisches Gespräch

Was sich nun anbahnt, ein vorurteilsfreies Verhältnis zum Norden, ein allgemeines deutsch-dänisches Gespräch und nicht ein eingeeengter schleswig-holsteinisch-dänischer Dialog, ist erfreulich. Wir erkennen deutlich den Doppeltakt des neuen Gesprächs: es folgt der Vogelfluglinie ebenso sehr wie dem Ochsenweg, der E 3. Es geht um die ganze Spannweite des Gesprächs mit dem Norden. Damit überwinden wir die Enge des schleswigschen Grenzraumes. Diese Öffnung nach dem Norden von deutscher Seite ist außerordentlich erfreulich. Sie wurde auch in der Rede des Ministerpräsidenten Dr. Lemke in Leck deutlich unterstrichen und durch die sich langsam anbahnenden wirtschaftlichen und tourismäßigen Kontakte von Schleswig-Holstein zu der dänischen Anrainerzone, als welche wir neben Nordschleswig auch Fünen, Langeland, Lolland und Falster ansprechen dürfen, wirkungsvoll unterbaut. Und das trotz des vorhandenen EWG-EFTA-Grabens! Schleswig-Holstein wächst meines Erachtens langsam wieder in eine Funktion hinein, die sich der alten gesamtstaatlichen vierhundertjährigen Wechselwirkung nähert. Darum erscheint heute aus dem von alten Vorurteilen befreiten Blickfeld Nordschleswigs Schleswig-Holstein in einem neuen Lichte:

ganz Schleswig-Holstein und nicht nur das Land bis zur Eider erhält eine neue Aufgabe;

ganz Schleswig-Holstein erscheint als ausgeprägte Kontaktzone nach dem Norden.

Wirkungsvoll hat Innenminister Dr. Schlegelberger betont, daß das Wirtschaftsdreieck von Kiel-Neumünster-Rendsburg als zentraler Bezirk Schleswig-Holsteins vordringlich zu fördern sei. Hier echte und kräftige Investitionen zu betätigen, werden Schleswig-Holstein im Wechselspiel zum Norden und in Relation nach Hamburg wertvoll erscheinen lassen. Dann vermag sich Schleswig-Holstein wieder in den wirtschaftlichen Rang hinaufzuspielen, der

in der Gesamtstaatzeit das Rückgrat bildete, um in einer gewissen politischen Eigenständigkeit eine weitschauende Politik mit Dänemark einzuleiten, an deren Anfang damals der Ripener Vertrag stand. Ich habe kurz auf diese wirtschaftlichen Faktoren hingewiesen, weil sie das mögliche Geistige fundamentieren — vor fünfhundert Jahren genauso wie heute. Denn eine Debatte über den Wert und Rang des alten Herzogtums Schleswig kann heute nicht ohne Berücksichtigung der sichtbaren Infiltration dänischer und nordischer Wirtschaftsbetriebe in Schleswig-Holstein, speziell im unmittelbaren Grenzbezirk erfolgen.

Der Ruf nach der „Erlösung“, richtiger gesagt: der geistigen Erfüllung des schleswigschen Grenzraumes, kann nicht gestellt werden, ohne daß wir gleichzeitig an Danfoss-Flensburg denken.

Wir müssen uns darüber klar werden, was das heißt: Eine dänische Schule oder eine dänische Bibliothek, wie wir sie in Flensburg finden, könnte eine potentielle Bedrohung des deutschen Landesteils bedeuten.

Wenn sich aber dänische Industrie in diesem Raume ansiedelt, wäre eine solche Auslegung falsch. Diese Industrieansiedlung ist eine positive Antwort auf die deutsche „Einladung“. Das ist das Entscheidende an dieser Entwicklung: aus dem Niemandsland zwischen Königsau und Eider eine blühende Landschaft zu gestalten. Das ist zugleich auch etwas Geistiges.

Wenn wir nun rückblickend eine Wertung der Loyalitätserklärung wagen, dann darf man von einem geistigen Aspekt her sagen:

1. daß sie dazu beitrug, das Verhältnis zum Norden auf einen allgemeinen deutschdänischen Nenner zu bringen,
2. daß sie dadurch die Einengung auf ein speziell schleswigsches Problem durchbrach,
3. daß sie damit zum Frieden im Grenzland entscheidend beigetragen hat und damit der erste Schritt getan worden ist.

Die Zukunft im Grenzland hat mit der Loyalitätserklärung der deutschen Nordschleswiger begonnen

Wir brauchen hier gar nicht die Frage zu ventilieren: Hat die Volksgruppe unter Druck gehandelt? Unter dem Eindruck der Kapitulation? Entscheidend allein ist, daß sie mit diesem schwerwiegenden Entschluß sich selbst und Deutschland den Weg frei machte und einen Weg in die Zukunft bahnte. Mit der Loyalitätserklärung vom 22. November 1945 „hat die Zukunft im Grenzland begonnen“. Sie hat also, um eine Johannensche Frage aufzugreifen, „schon seit zwanzig Jahren begonnen“.

Wir können diesen Akt nicht leicht überschätzen, denn damit haben alle Probleme im Raume Schleswig ein anderes Gesicht bekommen. Sie sind so sehr anders aus unserer Warte geworden, daß wir auch die dänische Volksgruppe in einem

anderen Lichte sehen und sie als „Gefangenen ihrer eigenen Ideologie“ betrachten müssen, weil sie noch nicht zum Sprung über den Graben der Eiderpolitik anzusetzen wagte.

Bei einer Betrachtung der gesamten schleswigschen Situation hat darum zum Schluß die Frage zu stehen, ob wir uns eine so offene Haltung gegenüber allem Dänischen leisten können, wenn die Dänen insgesamt so zurückhaltend sind und die dänische Minderheit noch starke Vorbehalte macht. Dazu meine ich betonen zu dürfen, daß wir aus unserer ganzen Sicht zum Norden das allgemeine dänische Angstgefühl allem Deutschen gegenüber zu besiegen haben. Wenn wir den Frieden wollen, müssen wir das Vertrauen des ehemaligen Gegners zu gewinnen trachten.

Dazu gehört ganz einfach, daß wir ihm eine „Einladung“ übermitteln. Wir haben das heute zu lösen, wofür wir einst büßen mußten, wir haben, europäisch gesprochen, die Kollaboration zu verwirklichen. Tun wir das nicht schon? Doch warnen möchte ich davor, des Guten zu viel zu tun. Nur kleine, kleinste Schritte haben Erfolg. Ich rede keiner Verbrüderung das Wort. Wir müssen uns vor allen Dingen Zeit lassen. Wir haben auch etwas anderes zu leisten.

Der SSW hat seinen missionarischen Akzent nicht abgelegt; er denkt noch in den Vokabeln der Eiderpolitik, im Stile der „nationalen Bewegungen“. Wir können der nationalstaatlichen Eidervokabel aber die neue These entgegenhalten, daß wir ganz Schleswig-Holstein als Kontaktzone zwischen dem kontinentalen Süden und Dänemark betrachten, daß wir die Eidergrenze dadurch überwinden, indem wir Holstein abermals in die gesamte Grenzlanddiskussion miteinbeziehen. Unsere deutsche Position wird dadurch stärker. Ich kann nicht einsehen, daß wir uns von den Dänen die Art des Grenzraumes vorschreiben lassen sollten, wenn wir kein völkerrechtliches Problem Schleswig mehr haben. Wir sollten uns selbst etwas einfallen lassen, in neuen, zeitgemäßen Bahnen zu denken. Auch hierin sollten wir innerlich frei dastehen.

Vier Thesen zur geistigen und politischen Realität in Schleswig heute

Zusammenfassend möchte ich also zur Frage der geistigen und politischen Realität von Schleswig sagen:

1. Wir Nordschleswiger fühlen uns auch heute noch als Teil von Schleswig. Wir stehen aber innerlich so frei in unserer Haltung, in unserem Verhältnis zum Norden und zum Süden, daß wir unser deutsches Gefühl als ein allgemeines deutsches Gefühl erkennen, ohne damit überhaupt unser staatsbürgerliches Treueverhältnis zu Dänemark — siehe Loyalitätserklärung — zu gefährden.
2. Politisch kann Schleswig uns nichts geben, weil wir keine Eidergrenze kennen. Politisch erkennen wir selbstverständlich und ohne Vorbehalte die jetzige Staatsgrenze an, erfassen aber das Land zwischen Königsau und *Elbe*

als eine Kontaktzone.

3. In einer Kontaktzone hat sich klar eine menschliche Haltung, eine Toleranz durchzusetzen, die ein stärkeres Verständnis für den anderen zeigt, ein ehrliches, aufrechtes Gefühl für den Nachbarn entstehen läßt. In einer Kontaktzone muß man sich bemühen, ein Übergangsland, ein Nahtland zu werden, um der Brückenfunktion gerecht zu werden. In diesem Sinne hat das speziell Schleswigsche noch eine Funktion. Es hat also wohl eine geistige, besser vielleicht eine menschliche Aufgabe.
4. Weil wir so frei und vorurteilslos sprechen können, haben wir unsere Selbständigkeit und innere Unabhängigkeit bewiesen und damit einen Beitrag geleistet, die „geistige Physiognomie Schleswigs zu erfüllen“. Denn ich darf auch meinen, daß die geistige Leistung eine nie ganz zu erfüllende Aufgabe sein wird und sein muß, wenn sie echt ist.

In dieser Weise hat das Deutschtum Nordschleswigs seit 1920 das Seinige zu opfern und zu leiden gehabt und es dadurch ermöglicht, sich nach 1945 innerlich zu befreien.

ZU „IHRER ZEIT“ SEI ES EINE „TRAGÖDIE“ GEWESEN ...

... in der Praxis aber seien Deutsche und Dänen gute Nachbarn, die einträchtig miteinander leben und nicht viel nach Paß und Nationalität fragen. „Wenn sie keine anderen Sorgen hätten ...“, lächelte die Kammerherrin beziehungsweise. Früher (gewissermaßen „zu ihrer Zeit“) sei es eine „Tragödie“ gewesen, wenn ein dänisches Mädchen einen Mann aus deutscher Familie geheiratet habe, aber heute sei es doch an der Tagesordnung, daß führende Männer der deutschen Volksgruppe Frauen aus dänischem Hause hätten und ihre Kinder gleichfalls bei der Wahl des Ehepartners nicht nach der völkischen Zugehörigkeit fragen ...

Frau Kammerherrin Refslund-Thomsen anlässlich der Verabschiedung des deutschen Botschafters in Kopenhagen Dr. Buch in Apenrade (zitiert nach dem „Nordschleswiger vom 7. 11. 1966).

Eine etwas ketzerische Meinung ...

Um den „Letzten Schleswiger“

Er ist nicht tot zu kriegen. Wir meinen den „letzten Schleswiger“. Fast jeder politisierende Schriftsteller des Grenzraumes fühlt sich schon seit Jahrzehnten dazu aufgerufen, einen „letzten Schleswiger“ zu küren und den Begriff des „Schleswigertums“ zu definieren. Wir sind davon überzeugt, daß es auch noch im Jahre 2000 den „letzten Schleswiger“ geben wird.

*

Eines dürfte heute feststehen: ein Schleswigertum im Sinne eines nationalen Bekenntnisses wie deutsch und dänisch gibt es nicht mehr. Es wird sicherlich auch nie wieder erwachen.

*

Gibt es also kein politisches Schleswigertum, so lautet die Antwort völlig anders, wenn man die Frage nach schleswigscher Verbundenheit stellt. Es gibt sie, und zwar abseits und jenseits politischer und nationaler Auseinandersetzungen. Wir haben sie in den letzten drei Jahrzehnten in Nordschleswig in kritischen Situationen immer wieder verspürt.

Wir haben es hier mit einem unausgesprochenen und selbstverständlichen schleswigschen Einvernehmen zu tun. Es entspringt sicherlich aus heimatlichem Gemeinschaftsgefühl, ist nicht unbedingt verpflichtend, tritt aber immer wieder dann zutage, wenn man dem Nachbarn zu nahe

tritt.

Einer anderen schleswigschen Gemeinsamkeit begegnen wir in der Abwehr der Gleichmacher und Gleichschalter, die von außen in unser Grenzland kommen. Es sind jene Menschen, die kein Gehör für die Melodie des Grenzlandes haben, die meinen, es müßte in Nordschleswig genauso sein wie in Nordjütland oder in Hessen. Ihnen Schranken zu setzen, wenn sie das antasten wollen, was im Laufe der Jahrhunderte an schleswigscher Eigenständigkeit gewachsen ist, gehört zu den gemeinsamen Aufgaben dänischer und deutscher Schleswiger.

*

Uns muß die Zweiströmigkeit des Grenzlandes, von der der gebürtige Haderslebener Axel Henningsen so überzeugend gesprochen hat, erhalten bleiben.

Nicht aus Gründen romantischer und musealer Vorstellungen, wohl aber, damit unser Landesteil weiterhin Brücke oder Begegnungsstätte zwischen Nord und Süd und Süd und Nord bleiben kann. Hier gibt es, wenn man so will, ein Schleswigertum, das wert ist, auch in Zukunft verteidigt zu werden. So gesehen, möchten wir nie den „letzten Schleswiger“ sehen, denn er ist im Grunde genommen auch der „erste Europäer“ unserer Grenzlandheimat.

Aus „Der Nordschleswiger“ vom 21. Oktober 1966

Aus einem deutsch-dänischen Interview ...

ESKILD BRAM / HANS PETER JOHANNSEN

Erster — Letzter — Neuschleswiger

Was Dr. Johannsen in seinem Husumer Vortrage zur Frage eines gegenwartsbezogenen Schleswigertums gesagt hat, wurde — nach dem unmittelbaren Echo zu urteilen — nicht als wellenschlagend empfunden. Das „Willenschlagende“ verlief wohl zu untergründig, als das es sich sogleich bemerkbar machen konnte. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß nicht nur uns deutsche Schleswiger interessiert, welche geistigen und politischen Inhalte ein modernes, zeitgemäßes Schleswigertum haben müßte, sondern auch unserm dänischen Nachbarn liegt augenscheinlich daran, was man unter Schleswigertum hier und heute zu verstehen hat. Hierauf geht, für dänische Leser bestimmt, ein Interview ein, daß Dr. Johannsen dem Chefredakteur von „Jydske Tidende“, Eskild Bram, gegeben hat, aus dem wir nachstehend die Teile wiedergeben, die für die Freunde des Grenzfriedensbundes von besonderem Interesse sind, weil in ihnen einiges über den Menschen Dr. Johannsen und sein Schleswigertum ausgesagt wird.

Man wird sich nie darüber einig werden, wer im alten Sinne der erste Schleswiger gewesen ist und auch nicht darüber, wer der letzte war, aber heute ist es jedenfalls möglich, einen „Neuschleswiger“ zu bezeichnen.

Was ist damit gemeint, und wer ist es?

Am leichtesten kann man die erste Frage beantworten: kurz und bündig den neuen Vorkämpfer des alten „ismus“ als Bibliotheksdirektor Dr. H. P. Johannsen, Flensburg, Vorsitzender des deutschen Grenzfriedensbundes und einer anderen großen Kulturorganisation, der Volkshochschule in Flensburg, zu entschleiern, — in eigener bescheidener Version: — kein bedeutender Mann, nicht Politiker, ohne nennenswerten Einfluß ...

— Ich bin ganz einfach Hans Peter Johannsen aus Tingleff, und meine tägliche Arbeit besteht darin, Bibliothekar zu sein. Und wenn all das, was mir vorschwebt – inbegriffen das Schleswigertum –, erfolgreich sein wird, d. h. den Menschen etwas Freude bringen wird, dann bin ich selber darüber am meisten froh und sieht faktisch richtig froh aus inmitten aller Hetze.

„Neuschleswiger“ heißt in Ihrem Falle, daß Sie deutscher Schleswiger sind?

— Ja, das bin ich, deutlicher ausgedrückt, aus einem alten nordschleswigschen Geschlecht mit jahrhundertealten Wurzeln in Rapstedt und Tingleff, wo mein Großvater Amtsvorsteher und mein Vater deutscher Gemeindevorsteher war,

hervorgegangen. Das Geschlecht wurde heimdeutsch 1848 unter dem Einfluß des Schleswig-Holsteinismus, es wurde also politisch bewußt mit deutschen Vorzeichen. Vorher waren alle ja nur — ja, was waren sie eigentlich anderes als „die treuen Untertanen Seiner Majestät“. Als Junge merkte ich nicht viel von den nationalen Auseinandersetzungen, nicht einmal in Verbindung mit der Wiedervereinigung, als ich zwölf Jahre alt war. Wir behielten ja unsere deutschen Institutionen, und die Tatsache, daß wir von den blauen Dragonern aus Tondern Besuch bekamen, war nur ein Erlebnis, gleichermaßen spannend für deutsche wie für dänische Jungen. Ich war auch dabei, als König Christian X. in Kraulund empfangen wurde. Es war doch nett, einen König zu sehen, nicht wahr? Zwei Jahre später jedoch geschah etwas: Es wurde ein Gedenkstein für die Gefallenen des Weltkrieges errichtet mit deutscher Inschrift. Von dänischer Seite erhob sich ein Protest, und es endete damit, daß der Text entfernt wurde und statt dessen die neutralen Jahreszahlen 1914—1918 eingraviert wurden. Die Spuren der ursprünglichen Inschrift ahnt man jedoch noch heutigen Tages. In dieser Angelegenheit engagierte ich mich. Ich erinnere mich noch, daß ich bockig und beleidigt namens der Deutschen wurde, in meinem Dasein das erste handfeste Zeichen eines Gegensatzverhältnisses. Die Jahre haben mich einsehen gelehrt, daß das Dasein in einem Grenzland nicht schwarz oder weiß ist, es ist so ziemlich graumeliert. Man muß auch den Standpunkt der anderen sehen und respektieren.

Begegnung mit dem Dänischen in der Literatur

— Ich kam auf die Lateinschule in Flensburg, so daß ich dem eigentlichen Dänischen, dem reichsdänischen Milieu, erst in der Literatur begegnete, bei Sophus Bauditz, Herman Bang, J. P. Jacobsen und später auch bei Johs. V. Jensen. Diese Begegnung mit dänischer Dichtung wurde auf zweierlei Weise entscheidend: erstens wurde ich von der Schönheit der dänischen literarischen Sprache ergriffen und zweitens entdeckte ich, daß dieses ja auch meine Welt war, wohl eine andere, aber gar nicht fremd. Die Schilderung eines Dorfes mit einer Eisenbahnstation in Herman Bangs „Ved Vejen“ war ja eigentlich Tingleff auf eine andere Art und Weise. Es war für mich daher ganz natürlich, dänische und deutsche Sprache und Kultur, hauptsächlich in Kiel und Kopenhagen, zu studieren.

Welche Bedeutung erhielt Kopenhagen für Sie?

— Zunächst lernte ich dort meine Frau kennen, die aus heimdeutschem Geschlecht aus Hoptrup stammt und cand. mag. mit den Fächern Deutsch und Englisch ist.

Geistig verdanken wir beide Prof. Carl Roos, dem wir bis zu seinem Tode verbunden waren, sehr viel. Seine Erinnerungen sind, besonders hinsichtlich der

Zeit aus Hadersleben und Fredericia, das Gediegenste, das über das dänisch-deutsche Verhältnis geschrieben worden ist. Carl Roos läßt nicht nur die nationalen Saiten anklingen, es ist ein europäischer Kulturbeitrag, den er geliefert hat. Mir erscheint es ein Glück, daß die deutsch-dänische Debatte in unseren Tagen nicht nur aus der Sicht des Grenzlandes und ihrer besonderen Verhältnisse geführt wird, sondern von allgemeinen Gesichtspunkten der beiden Völker geprägt ist — darf ich hinzufügen: dieser beiden tüchtigen Völker, die über die Dinge nachzudenken verstehen.

Der Weg zu dem schleswigschen Standpunkt

— Meine Studentenzeit fiel in die national bewegten Jahre. In Kopenhagen war ich Mitglied der „Verbindung schleswigscher Studenten“, wo mein Sohn, der sich auf der Landwirtschaftlichen Hochschule ausbildet, in meine Fußstapfen tritt. Ich kannte den Streit in der Heimat Nordschleswig und ergriff Partei als Vorkämpfer für das Deutschtum — einseitig und zu scharf, wie ich nun eingesehen habe. Doch entsinne ich mich eines Vortrages, den ich vor deutschen Kreisen in den dreißiger Jahren hielt, wo ich mich dafür einsetzte, den Kontakt mit den dänischen Landsleuten zu stärken, von den gemeinsamen Werten der Heimatsprache usw. sprach, also auf dem Wege zu meinem heutigen Standpunkt war. Aber ich erhielt keine rechte Zustimmung und war im Grunde unglücklich darüber aus meiner damals noch unfertigen Einstellung, und ich muß einräumen, daß ich auch nicht diesen ungeheuer komplizierten Stoff beherrschte, und meine Zuhörer waren auf meine Gedanken gar nicht eingestellt.

Haben Sie den Weg zum schleswigschen Standpunkt gefunden oder haben andere geholfen, Ihnen den Weg zu zeigen?

— Ich habe die Bedeutung, die Prof. Roos für mich erhielt, erwähnt und muß nun eine andere, zwar umstrittene Persönlichkeit, den Flensburger Redakteur Ernst Schröder, der wie ich deutscher Nordschleswiger war, erwähnen. 1932 holte mich Schröder nach Flensburg als Bibliothekar, und nur zwei Jahre später wurde ich — nur 26 Jahre alt — Leiter des kommunalen Büchereiwesens in Flensburg und des ländlichen Büchereiwesens, eine Tatsache, die damals einiges Aufsehen erregte. Über Ernst Schröder muß ich sagen, daß dieser kluge Mann wirklich ein Programm hatte. Er liebte Dänemark mit einer unerwiderten Liebe, und ich glaube, er ahnte, was emporwachsen würde. Ein wenig skeptisch fragte ich ihn einmal, was eigentlich der Sinn unserer kulturellen Arbeit sei. Das ist ganz einfach, antwortete er: den Menschen hier ein wenig Freude zu bereiten. Diese weisen Worte haben mir zu meinem Gesichtspunkt verholfen, zu meinem „Credo“, wenn Sie wollen, nämlich daß die schleswigsche Frage heute nicht politisch ist, sondern die Frage nach der geistigen Entwicklung des einzelnen Menschen. Der

Gesamtstaat, die Politik, die Taktik, der Krieg und die Unversöhnlichkeit des 19. Jahrhunderts sind von einer völlig neuen Situation abgelöst worden. Beide nationalen Partner versuchen nun, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse so gut wie möglich zu ordnen, wofür die Zusammenarbeit in der NATO und hoffentlich auch bald in der EWG ein Ausdruck ist, aber dies alles hat in der Realität nur dann Bedeutung, wenn sich gleichzeitig die menschliche und geistige Einstellung an der Grenze mit ändert, wenn die Überempfindlichkeit, oder wie wir mit einem guten „deutschen“ Wort sagen, die „Ressentiments“, abgeschafft sind.

Aufbauen, wo der Nazismus zerstörte

— Dies ist weder Logik noch Theorie, denn ich kenne alles aus eigener Erfahrung, setzt Dr. Johannsen fort. Ich bin in einer Atmosphäre aufgewachsen und erzogen, in der es immer hieß: es ist nie etwas Gutes vom Norden gekommen! Nun haben meine Augen und Ohren mir erzählt, daß im Gegenteil viel Gutes aus dem Norden gekommen ist. Und ob es wohl nicht auch umgekehrt der Fall ist? Schließlich war Martin Luther doch Deutscher. Oder nehmen Sie die Sozialdemokratie, die nach Dänemark in deutscher Form gekommen ist.

Hier zwingen Sie mich fast, den Nationalsozialismus anzuführen

— Das macht nichts. Wir Deutschen wurden sozusagen alle Mitläufer, ich auch. Leider nahm man anfangs Hitler ernst, hier darf man auch das Ausland mit einbeziehen. Jedoch merkte ich zu einem ziemlich frühen Zeitpunkt, daß wir auf dem falschen Wege waren, ohne daß ich jedoch konkret wußte, was geschah. Aber als der Bruder meines Stiefvaters, Prof. Jens Jessen, in Berlin in Verbindung mit dem 20.-Juli-Attentat hingerichtet wurde, wurde mir bewußt, wohin es führen mußte. Aber meine ganze Generation kann sich nicht ihrer Verantwortung, eines geistigen, kollektiven Schuldbewußtseins, nicht eines kriminellen, entziehen. Und wenn Sie mich fragen, warum ich mich so stark für die Stärkung der schleswigschen Gemeinschaft zur gegenseitigen Freude für Menschen gleicher Herkunft einsetze, liegt es vielleicht darin, daß ich das Gefühl habe, daß das Schuldgefühl, der Drang, etwas wieder gutzumachen von dem, was so brutal niedergetrampelt wurde, ein Ansporn ist.

Kann man den Begriff „Schleswigertum“ in einem einzigen Satz ausdrücken?

— Nein, das ist unmöglich, aber ich beabsichtige, ein andermal mehr hierüber zu sagen. Auch das erfordert Zeit und Mühe. Dann kann man sich leichter darüber einigen, was Schleswigertum nicht ist. Es ist nicht die Rede von einem sprachlichen und nationalen Eintopf, indem ich mich u. a. gerade dafür einsetze, daß jeder seine eigene Sprache sprechen soll und verstanden werden soll, wenn

Deutsche und Dänen sich im Grenzland begegnen. Deshalb müssen viel mehr Deutsche dänisch lernen. Nein, Spannung kann weder noch darf vermieden werden. Auch in einer guten Ehe gibt es eine gewisse Spannung. Das Schlimmste, das geschehen könnte, wäre, wie gesagt worden ist, wenn wir einander gleichgültig würden, uns von der modernen Technokratie, der Industriegesellschaft, verdrängen ließen. Darüber hat sich der Schleswiger Willy-August Linnemann kräftig, aber nicht zu kräftig geäußert.

Nun hoffe ich nicht, schließt Bibliotheksdirektor Dr. Johannsen, daß meine unpräzise formulierten Gedanken den Eindruck von etwas Krampfhaftem, einer Flucht aus der Wirklichkeit und dem Alltag hervorrufen. Was wir wollen, ist in Wirklichkeit nicht so kompliziert. Wir sollen uns nur gegenseitig erlauben und ermöglichen, es uns gemütlich zu machen, voneinander zu lernen, uns gemeinsam zu erfreuen an den herrlichen Anekdoten, die wir besitzen, deren Pointen in vielen Fällen gerade in der Mischung der beiden Sprachen liegen, all jenes, das ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in einer gemeinsamen Heimat, in der man auch dasselbe europäische Erbe verwaltet, hervorruft. Ich habe auf dem Wege, den wir nach meiner Meinung gehen sollen, wertvolle Begleitung gefunden. Das freut und stärkt mich, denn der Weg ist weit.

Friedrich Joachim von Moltke (1799-1874)

Gelebte Loyalität in der Zeit der schleswigschen Kriege 1848 und 1864

Nachstehend veröffentlichen wir eine geschichtliche Studie des derzeitigen Leiters des Postamtes Flensburg über einen seiner Vorgänger im Amte, den Postmeister und dänischen Kammerherrn Friedrich Joachim v. Moltke. Was zunächst aus Interesse an der Postgeschichte begann, weitete sich durch die Persönlichkeit des Dargestellten, den loyalen königstreuen dänischen Beamten und Bruder des preußischen Generalfeldmarschalls Helmuth v. Moltke, den Strategen des Krieges gegen Dänemark 1864, zu einer allgemeineschichtlichen Darstellung aus, die nicht ohne aktuelle Bezüge ist. Wir freuen uns, diese Arbeit veröffentlichen zu können, die nur um einige speziell Flensburger postgeschichtliche Einzelheiten gekürzt ist.

Was 1848 in Apenrade geschah ...

Eine königliche Resolution vom 21. November 1842 ernannte den Capitain Friedrich Joachim von Moltke mit Wirkung vom 1. Januar 1843 zum Postmeister in Apenrade und gestattete ihm, von seinem Vorweser im Amt, dem Justizrat Petersen, das Haus Nr. 12 im dritten Viertel der Stadt zum gerichtlich taxierten Wert und unter Übernahme zweier von der Generalpostdirektion bereits in der Bauzeit gegebener Darlehen käuflich zu erwerben. Dieses im Jahre 1758 von dem damaligen Postmeister Hermann Daniel Linde im Rokokostil erbaute geräumige Haus hatte nach dem Brandversicherungsprotokoll aus dem Jahre 1845 den stattlichen Wert von 6400 Reichstalern.

Zu jener Zeit hatte Apenrade etwas mehr als 4000 Einwohner, von denen das besitzende Bürgertum nahezu ausnahmslos dem deutschen Kulturkreis zugehörte, während die Mehrzahl der Kleinbürger und vor allem die Schiffszimmerleute der sieben Apenrader Werften an ihrer heimischen plattdänischen Mundart, dem Sønderjydsk, festhielten. Diese nationale und zugleich auch soziale Doppelschichtigkeit führte mit dem Erwachen der nationalliberalen und demokratischen Kräfte zu ersten Reibungen, die sich etwa seit dem Dienstantritt Friedrich von Moltkes zu verschärfen begannen, um in und nach der Märzrevolution des Jahres 1848 zu Auseinandersetzungen zu führen, die recht deutlich zeigten, daß die damalige schleswig-holsteinische Kalamität ein kaum entwirrbares Schleswiger Problem war.

*

Friedrich von Moltke sollte in diese Auseinandersetzungen wohl gerade deshalb, weil sie ihm selbst so fernlagen, mit besonderer und folgenschwerer Heftigkeit

hineingezogen werden.

Unmittelbar nachdem sich in Kiel am 24. März 1848 eine provisorische schleswig-holsteinische Regierung gebildet hatte, erkannten die städtischen Kollegien Apenrades einstimmig die neue Ordnung an. Als aber Bürgermeister Schow auch den Postmeister zur Ergebenheit gegenüber der neuen Regierung aufforderte, da antwortete Friedrich von Moltke, er sei durch seinen Eid an den König gebunden und er könne infolgedessen die Anweisungen der provisorischen Regierung nur insoweit ausführen als sie nicht im Widerspruch mit den Anweisungen der ihm vorgesetzten Generalpostdirektion stünden.

Mit dieser ebenso klaren wie festen Antwort lehnte Friedrich von Moltke die schleswig-holsteinische These ab, daß der Wille des Landesherrn seit der Märzrevolution nicht mehr frei und die Herzogtümer deshalb ohne Regierung seien, eine These, die alles andere als eine abstrakte Fiktion war und ohne die, wie Beseler einmal gesagt hat, die schleswig-holsteinische Erhebung nach weniger als drei Tagen zusammengebrochen wäre. Denn der damalige, von den Oldenburgern beherrschte Gesamtstaat bestand ebenso aus dänischen wie aus deutschen Reichsteilen, die durch einen absolut und unparteiisch regierenden Landesvater zusammengehalten wurden. In dem Augenblick aber, in dem auch in diesem Gesamtstaat der Oldenburger die Verhältnisse dazu führten, die absolute durch eine konstitutionelle Regierungsform zu ersetzen, traten an die Stelle des althergebrachten landesherrlichen Interessenausgleichs nationale Bewegungen: die schleswig-holsteinische Bewegung auf der einen Seite, die die Bindungen der Herzogtümer Schleswig und Holstein noch enger knüpfen wollte und die folgerichtig auch die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund erstrebte, und auf der anderen Seite die eiderdänische Bewegung, die das Herzogtum Schleswig aus seinen hergebrachten Bindungen zu Holstein lösen und das Land zwischen Eider und Königsau fest in das dänische Königreich einfügen wollte. Beide Bewegungen hatten sich im März 1848 durchgesetzt, so daß die große Mehrzahl der schleswig-holsteinischen Beamten sich in der damaligen revolutionären Situation an den Eid gegenüber dem nun konstitutionellen und daher ihrer Auffassung nach unfreien König nicht mehr gebunden fühlte und der neuen provisorischen Regierung zu folgen bereit war.

Die Antwort Friedrich von Moltkes an Bürgermeister Schow war aber auch, wie wir heute zu sagen pflegen, bemerkenswert nonkonformistisch. Denn mit dieser Antwort setzte er sich in einen nach menschlichem Ermessen unüberbrückbaren Gegensatz zu dem Teil der Apenrader Bürgerschaft, dem er sowohl seiner gesellschaftlichen Stellung als auch seiner nationalen Herkunft nach selbst zugehörte.

Suchen wir nach einer Erklärung für diese zwangsläufig zur Isolation des Postmeisters führenden Haltung, dann finden wir sie nicht allein in seiner

achtunggebietenden Willenskraft, sondern auch darin, daß es damals neben der nationalliberalen Bewegung, die sich einerseits schleswig-holsteinisch, andererseits eiderdänisch äußerte, auch noch konservative Persönlichkeiten gab, die unterschiedslos in beiden nationalen Bewegungen ein Unglück für das Herzogtum Schleswig sahen.

Diese konservativen Persönlichkeiten wurden später oft als Gesamtstaatler, oft auch nur als loyal oder königstreu bezeichnet. Sie hielten an ihrem König fest, weil nur er den Gesamtstaat verkörperte und nur er die Interessen der beiden Nationalitäten ausgleichen und zusammenführen konnte und weil der Fortbestand des Gesamtstaates bestimmten, sehr realen handelspolitischen Gegebenheiten und nicht zuletzt auch ihren eigenen Interessen entsprach.

Friedrich von Moltke war eine Absage an die schleswig-holsteinische provisorische Regierung auch schon deshalb vorgezeichnet, weil er sich — wenn auch ohne Aussicht auf Erfolg — bereits bei der Ständewahl im Januar 1847 als königstreuer Kandidat Apenrades und Gegenkandidat des Advokaten Gülich hatte aufstellen lassen, der für die Eingliederung des Herzogtums Schleswig in den Deutschen Bund wirkte.

Die Haltung Friedrich von Moltkes hatte zur Folge, daß er damals als Däne angesehen und unmittelbar nach dem Einrücken der preußischen und schleswig-holsteinischen Truppen des Generals von Wrangel am 28. April 1848 vom Dienst suspendiert wurde. Dennoch scheint man auf deutscher Seite seine Haltung nicht allgemein mißbilligt zu haben. In einem Brief Helmuth von Moltkes, der damals bereits Generalstabschef des IV. Preußischen Armeekorps war, an seinen Bruder Adolph vom 17. November 1848 finden wir die anschauliche Bemerkung, er habe soeben einen preußischen Offizier gesprochen, der bei Fritz in Apenrade im Quartier gelegen und ihm „bei aller seiner dänischen Gesinnung“ volle Gerechtigkeit widerfahren lassen habe. Dazu bemerkt Helmuth von Moltke: „Das hat mich recht gefreut.“

Nach der Suspendierung vom Dienst am 4. Mai 1848 mußte Friedrich von Moltke das Postgebäude, obwohl es ihm gehörte, räumen.

Er wandte sich, nachdem er Apenrade verlassen hatte, nach Odense auf Fünen. Hier bestellte ihn die Generalpostdirektion am 18. Mai 1848 „zur zweckmäßigen Verwendung seiner Zeit und seiner Kraft“ zum Armeefeldpostmeister, und König Frederik VII. ernannte ihn am 8. September 1848 zum Ritter des Danebrog.

*

Bereits Ende September 1849 konnte Friedrich von Moltke nach Apenrade zurückkehren. Denn Preußen und Dänemark hatten im Juli 1849 gegen den Willen der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft einen Waffenstillstand und eine preußisch-dänische Landesverwaltung vereinbart, in deren Auftrag Nordschleswig von neutralen schwedisch-norwegischen Truppen und der südliche Teil des

Herzogtums von preußischen Truppen besetzt wurde.

Im Apenrader Posthaus hatte sich inzwischen der neue, von der provisorischen Regierung eingesetzt, Postmeister Knutzen eingerichtet, und es war zunächst noch nicht sicher, ob Knutzen Postmeister bleiben würde oder aber, ob er dem zurückgekehrten Postmeister von Moltke zu weichen hätte. Die Dreierkommission der Landesverwaltung, bestehend aus dem preußischen Grafen Eulenburg, dem dänischen Kabinettssekretär Tillisch und dem Engländer Hodges als Schiedsrichter, hatte sich nämlich — dank der vernünftigen Haltung Hodges' — dafür entschieden, daß „die durch die provisorische und gemeinsame Regierung sowie die Statthalterschaft angestellten Beamten, selbst im Falle einer bloßen interimistischen Anstellung, nur wenn sie gegen die Anordnungen der Landesverwaltung renitierten, wieder entlassen werden sollten, selbst wenn die aus rein politischen Gründen verjagten früheren Inhaber solcher Stellen sich mit ihrem Anspruch präsentierten“.

Nach dieser aner kennenswerten Entscheidung war eine Wiedereinsetzung Friedrich von Moltkes nicht möglich. Unerwartet kam der Landesverwaltung jedoch zu Hilfe, daß der Postmeister in Tönning, im Eiderstedtischen, sich weiter an die schleswig-holsteinische Statthalterschaft hielt und seine Einnahmen, statt an die Landesverwaltung in Flensburg, an die schleswig-holsteinische Generalkasse in Rendsburg ab lieferte. Die Landesverwaltung beauftragte daraufhin den Flensburger Postmeister von Holstein, den renitenten Tönninger Postmeister seines Amtes zu entheben und das Amt vertretungsweise dem früheren Haderslebener Postmeister Nissen zu übergeben. Sodann versetzte sie den Apenrader Postmeister Knutzen nach Tönning.

Die Dienstenthebung des alten und die Einführung eines neuen Postmeisters stießen aber in der rein deutschen Stadt Tönning auf so erbitterten und handgreiflichen Widerstand der gesamten Bevölkerung, daß sowohl der Flensburger Postmeister von Holstein als auch der durch einen Steinwurf verwundete frühere Haderslebener Postmeister Nissen ihr Leben weniger den zu ihrem Schutz anwesenden — jedoch betont passiven — preußischen Husaren, als vielmehr der Festigkeit damaliger Postwagen verdankten.

*

Nicht weniger entschlossen, und durch den schleswig-holsteinischen Erfolg in Tönning ermutigt, waren die Widerstände, denen sich Friedrich von Moltke gegenüber sah. Am 1. Oktober 1849 teilte er dem hochlöblichen Amtshaus für die Ämter Apenrade und Lügumkloster mit, daß er vom gleichen Tage an „zufolge Ordre der hohen Landesverwaltung vom 21. September d. J. den Dienst als Postmeister in Apenrade übernommen habe“. Und noch am gleichen 1. Oktober schickte man ihm, adressiert „an den königlichen Capitain Herrn von Moltke, Expostmeister in Apenrade“, folgende von 110 Bürgern Unterzeichnete

Mißtrauensadresse:

„Als in den unvergeßlichen Märztagen des verflossenen Jahres Schleswig-Holstein sich erhob, um das schmähliche Dänenjoch abzuschütteln, da hielten Sie, Herr Capitain, es für vereinbar mit Ihrer Ehre, sich dem Landesfeinde anzuschließen und Ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren.

Bei der damals herrschenden Begriffs- und Gesinnungsverwirrung fanden wir ein solches Betragen von Ihnen, wir wollen nicht sagen verzeihlich, doch erklärlich. Denn wer wollte die Schwierigkeiten verkennen, daß ein durch die Erziehung bereits verdänter Offizier als Beamter dem Lande seiner Väter, Schleswig-Holstein, treu bleiben sollte. Sie werden sich gewiß damals überzeugt haben, wie groß und allgemein die Freude über jene glorreiche Erhebung in unserer Stadt gewesen. Sie werden Zeugnis ablegen müssen, daß neben den Beamten der eigentliche Kern der Bürgerschaft der Erhebung sich sogleich anschloß.

Wir sahen Sie aus unserer Mitte scheiden mit einem gewissen Gefühl von Wehmut, denn als Privatmann und als Administrator hatten Sie sich, wir gestehen es offen, die Achtung des Publikums erworben. Um so befremdender ist uns Ihr Betragen in den letzten Tagen erschienen. Von der Flensburger Dreier-Kommission, deren rechtliche Existenz keine Landesbehörde, kein Ehrenmann — weder in Schleswig noch in Holstein — anerkennt, haben Sie sich durch Gewalt in Ihr früheres Amt wieder eindringen lassen.

Die unterzeichneten Bürger und Einwohner der Stadt Apenrade, welche zur Zeit der gesetzlosen Gewalt weichen müssen, glauben es sich und den Rechten des Landes schuldig zu sein, gegen Ihre faktische, gewalttätige Wiedereinsetzung Protest einzulegen.

Sie aufzufordern, wieder abzudanken und die Stadt von Ihrer jetzt unehrenhaften Anwesenheit zu befreien, würde wohl nur ein frommer Wunsch bleiben. Sollten wir uns hierin nicht irren, so fühlen wir uns gedrungen, gegen Sie die Erklärung abzugeben, daß so viele Hochachtung wir gegen Ihren Bruder, den Herrn Adolph von Moltke, wegen seiner gegen Schleswig-Holstein erprobten Treue hegen, das Gegenteil dieses Gefühls uns gegen Sie als Staatsbürger erfüllt.

Mit eventueller Verachtung“

Sicher ist es nicht richtig, in diesem mehr mit heißem Herzen als kühlem Verstand verfaßten Schreiben „et complet Narreproduct... af vore exalterede Hjemtyskere“ zu sehen, wie „Den danske Slesviger“ sich damals ausdrückte. Inhalt und Form geben vielmehr Zeugnis von der kaum vorstellbaren Erregung, die sich der schleswig-holsteinischen Bürgerschaft nach dem Berliner Waffenstillstand bemächtigt hatte. Diese Erregung war auch durchaus verständlich, denn die preußisch-dänische Vereinbarung über die Einsetzung einer Landesverwaltung nur für das Herzogtum Schleswig gab das Ziel der Schleswig-Holsteiner, „op ewig

ungedeelt“ zu bleiben, preis und überließ den im Norden des Herzogtums Schleswig zahlenmäßig weit unterlegenen und vorwiegend dem besitzenden Bürgertum angehörenden deutschen Bevölkerungsteil einem für seine weitere nationale wie sicher auch soziale Stellung ungewissen und durchaus zweifelhaften Schicksal.

Die Erregung der schleswig-holsteinischen Bürgerschaft zeigte sich am gleichen Tage auch in einer weiteren Adresse an den Postmeister Knutzen, in der nicht einzelne Bürger, sondern diesmal der Magistrat die Anzeige des „vormaligen Postmeisters, Capitain von Moltke“, zum Anlaß nahm, „dem Postmeister Knutzen tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß er durch ein in der Tat exorbitantes Verfahren gewaltsam genötigt worden war, einem anderen die einstweilige Verwaltung seiner Bedienung zu überlassen“.

Die schleswig-holsteinische Bürgerschaft schuf sich in ihrer ebenso verzweifelten wie spannungsgeladenen Situation aber nicht allein durch literarische Proteste Luft. Kein Geringerer als Bürgermeister Schow — so berichtet Henrici, der schleswig-holsteinische Polizeimeister Apenrades im Jahre 1848 — trat unter den damaligen „außergewöhnlichen Verhältnissen“ dafür ein, einem dänisch gesonnenen Rückkehrer solange die Fenster einzuwerfen, bis er die Stadt wieder verließ. Schows erbitterte Stimmung sei allerdings erklärlich gewesen, denn er sei im April 1848 in dänische Gefangenschaft geraten und habe dort eine Behandlung erdulden müssen, die jeder Beschreibung gespottet hätte. Henrici, der später Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig war, will, als Schow von ihm die Unterstützung einer derartigen Aktion verlangte, erwidert haben, daß sie beide „unmöglich zusammen an einem Ort Beamte sein können“.

Als nun am 3. Oktober 1849 General Malmborg, der Oberbefehlshaber der schwedisch-norwegischen Truppen, anlässlich einer Inspektion davon hörte, daß dieses damals wohl übliche und von Bürgermeister Schow zumindest geduldete Rezept gegenüber dem Postmeister angewandt werden und mit einer abendlichen Katzenmusik beginnen sollte, ließ er auf der Stelle den Bürgermeister zu sich kommen. Nachdem er keine befriedigende Erklärung, möglicherweise sogar die Mitteilung erhalten hatte, daß zu einem Einschreiten kein Anlaß bestünde, eröffnete er Bürgermeister Schow sinngemäß, wenn es am Abend eine Katzenmusik gäbe, dann müsse der Stadtkommandant, Oberstleutnant Rappe, dem Orchester ein paar Kapellmeister verschaffen, die Taktstöcke mit Schwung handhaben könnten. Es schade nichts, wenn der Herr Bürgermeister das wisse. Nach einer anderen Version soll er in Gegenwart des Bürgermeisters sogar angeordnet haben, „einen jeden, der an der Katzenmusik teilnehmen würde, nach der Wache zu bringen und mit Haselstöcken durchprügeln zu lassen“.

Die schleswig-holsteinischen Apenrader empfanden diese ja in beiden Fällen auf Stockprügel hinauslaufende Ankündigung als eine sehr grobe Beleidigung und

schickten dem General bereits am folgenden Tage eine von 98 Bürgern Unterzeichnete Protestadresse. Dabei unterstützte sie die schleswig-holsteinische Presse, die den General darauf hinwies, „daß die dänische Partei zum größten Teil aus Menschen besteht, die auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, und daß von dem gesamten steuerpflichtigen Kapital in der Stadt Apenrade ca. 9/10 auf die deutsch gesinnte Einwohnerschaft und ca. 1/10 auf die dänische Partei käme“.

Wir sehen keinen Anlaß, die Richtigkeit dieser Behauptung zu bezweifeln. Sie scheint uns eine sehr klare Bestätigung dafür zu sein, daß die damaligen Apenrader Spannungen offensichtlich nicht allein von nationalen, sondern in gleicher Weise auch von den gesellschaftlichen Gegensätzen der Parteien bestimmt waren. Sie wird zudem auch durch den recht gewandten Gegenzug der angeblich „auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden“ dänischen Partei bestätigt. Diese schickte nämlich wenige Tage später eine Deputation nach Flensburg, die dem preußischen Grafen Eulenburg eine „Loyalitätsadresse“ für den General Malmberg mit der „bescheidenen Äußerung“ übergab, „daß die Unterschriften nicht ausschließlich den wohlhabenden und intelligenten Bürgern angehörten“. Verständlicherweise mußte Graf Eulenburg ihnen die bemerkenswerte und nach der damaligen preußischen Politik mit Sicherheit auch erwartete Antwort geben, „daß nur der im Besitze der richtigen Intelligenz sei, welcher sich ruhig und ordentlich aufführe“.

*

Friedrich von Moltke beschränkte sich darauf, am 6. Oktober, dem Geburtstag König Frederiks VII., die sog. Mißtrauensadresse seiner 110 Mitbürger durch eine feste, aber maßvolle Erklärung zu beantworten:

„Ein Schreiben, unterzeichnet von 110 Einwohnern dieser Stadt, habe ich erhalten. Hier meine Antwort: Zur Zeit der inneren Aufregung und des Bürgerkrieges wird jeder Bürger leiden, mehr oder weniger, aber der ruhige und besonnene Bürger kann sich fernhalten von den Parteien. Anders ist es mit dem Beamten. Mir wurde im vorigen Jahr die entscheidende Frage vorgelegt: ob ich mich der selbstgeschaffenen provisorischen Regierung unterwerfen wolle oder nicht, das heißt nach meiner redlichen Überzeugung: ob ich eidbrüchig und pflichtvergessen als Beamter sein wolle oder nicht. Ich wählte das Letztere, gab meine Stellung und mein mühsam erworbenes Eigentum auf und ging einer ungewissen und sorgenschweren Zukunft entgegen. Dasselbe Pflichtgefühl hat mich hierher zurückgeführt, denn wahrlich, es war leicht vorauszusehen, welche traurige Zukunft meiner hier harre.

Der Mann, welcher keine eigene Überzeugung hat, ist verächtlich; der aber, welcher eine solche hat, sich aber durch Eigennutz oder andere Leidenschaft verleiten läßt, von dieser abzuweichen, ist ein Schurke. Ich ehre eine jede redliche

Überzeugung, auch dann, wenn sie der meinigen schnurstracks entgegen wäre. Niemand wird mir irgend ein Unrecht in Wort oder That nachweisen können gegen Solche, die nach meiner Überzeugung von einem Irrwahn befangen sind. Mit gleichem Wohlwollen, mit gleicher Freundlichkeit habe ich jeden behandelt; dem wird auch ferner so sein.

Sie fordern mich auf, mein Amt und die Stadt freiwillig zu verlassen, und ich antworte freimüthig hierauf mit einem entscheidenden Nein, das werde ich nicht, solange die geringste materielle und moralische Kraft in mir wohnt und meine Pflicht es mir vorschreibt zu bleiben.

Dem Mann, von welchem Sie selbst sagen, daß er sich Ihre Achtung durch sein privates Leben wie durch Erfüllung seiner Amtspflichten erworben, drohen Sie mit Verachtung, eben weil er nach diesen selben Grundsätzen handelt; könnte eine solche Verachtung Werth in meinen Augen haben? Und was können Sie mir nun thun? Sie können mich kränken, mich beleidigen, mir das Leben verbittern, nun gut, ich werde es nur als ein Opfer betrachten, welches ich meiner Pflicht bringe, diese selbst werde ich nie und nimmer zum Opfer bringen. Und hier ist die Grenze Ihrer Macht.

Ich kann mein Eigentum verlieren, nun, ich habe es schon einmal freiwillig preisgegeben, und betrachte das Zurückerhaltene als ein Geschenk. Meine Freiheit können Sie mir ebenso wenig rauben als ein ruhiges Gewissen, beides führe ich mit mir, sie sind nicht von äußeren Verhältnissen und Formen bedingt. Nur der ist frei, welcher sich nicht von Neigungen und Leidenschaften beherrschen läßt, alles Übrige ist Nebensache. Ich bin ebenso froh bei trockenem Brodt als im Überfluß, also kann man mir nichts nehmen als das Leben, nun wahrlich, ich werde der Hand nicht fluchen, die mich von dieser Welt des Irrwahns, der Lieblosigkeit und der Treulosigkeit befreit.

Hier haben Sie meine Überzeugung und die Bahn, welche ich zu befolgen fest entschlossen bin, offen und ohne Rückhalt. Meine Amtspflichten werde ich ferner redlich erfüllen, mich von allen Umtrieben fernhalten und übrigens ruhig und zufrieden in meinem kleinen engen Kreise leben, was aber gegen meine Pflicht und meine Überzeugung streitet, weise ich mit Entschiedenheit zurück.

Hier stehe ich, der einzelne Mann, Ihnen gegenüber, denn die Theilnahme und den Schutz, welcher mir von anderer Seite geboten ist, habe ich zurückgewiesen. Handeln Sie nun so, wie Sie es dereinst verantworten können.

Nachdem ich 33 Jahre dem Staate treu und nach Kräften gedient habe, werde ich nicht das vielleicht nahe Ende meiner Laufbahn durch Pflichtuntreue oder Feigheit besudeln.

F. Moltke
Captain und Postmeister“

Lauridsen schrieb von dieser — soweit uns bekannt, ausnahmslos in dänischer Übersetzung und dann auch nur auszugsweise zitierten — Antwort, daß sie die eines Luther gewesen sei. Das gleiche wird jeder empfinden, der Moltkes Erklärung liest, besonders, wenn er bedenkt, daß der Ausgang seiner Auseinandersetzung mit der Apenrader Bürgerschaft noch völlig ungewiß war. Dennoch sollten wir uns nicht darauf beschränken, den Mut und das Gottvertrauen des Postmeisters anzuerkennen. Nicht weniger bedeutsam erscheint uns seine Feststellung, daß der ruhige und besonnene Bürger unter „den Parteien“ — d. h. also unter beiden — leide und sich von ihnen fernhalte. Keinen Zweifel kann es auch darüber geben, welche Partei ihm „Teilnahme und Schutz“ angeboten hatte. Diesen Schutz der dänischen Partei aber wies der Postmeister zurück und gab darüber hinaus diese Zurückweisung öffentlich bekannt. Und dem bösen Vorwurf seiner 110 Mitbürger, er sei ein durch die Erziehung bereits verdänter Offiziere und dem Lande seiner Väter, Schleswig-Holstein, untreu geworden, hielt er nicht mehr entgegen, als daß er Kränkungen und Beleidigungen einfach als Opfer betrachtete, die er gern seiner Pflicht bringen wolle. Diese Reaktion und die Berufung auf Eid und Pflicht, durch deren peinliche Beachtung er das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hatte, scheint uns nicht nur achtbar, sondern auch typisch gewesen zu sein für einen bewußten und überzeugten Beamten deutscher Herkunft im Dienste des Gesamtstaates. Tatsächlich war Friedrich von Moltke, wie es in einem schwedischen Bericht über die damaligen Vorgänge in Apenrade heißt, „saa god tysk som naagon“, so gut deutsch wie nur irgendeiner.

*

Sein bisheriger Lebenslauf war hart, aber auch nicht erfolglos und schon gar nicht außergewöhnlich für einen Beamten des Gesamtstaates. Die Familie Friedrich von Moltkes stammte väterlicherseits aus Mecklenburg, mütterlicherseits aus Lübeck. Der Vater war ursprünglich preußischer Offizier, mußte aber auf Verlangen seines Schwiegervaters die Uniform ausziehen und Landwirt werden, ein Beruf, in dem er weder in Mecklenburg noch zuletzt in Holstein Glück hatte. Friedrich Joachim, genannt Fritz von Moltke, wurde am 22. Mai 1799 auf dem Gut Horst bei Ratzeburg geboren. Er war der zweite Sohn der mit acht Kindern gesegneten Litern. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, die den Vater veranlaßten, sich 1806 als Major der holsteinischen Landwehr einstellen zu lassen, führten zu einer Trennung der Eltern. Die älteren Jungen kamen 1809 zu Pastor Knickebein nach Hohenfelde, bis der Vater 1811 sowohl Fritz als auch den um ein Jahr jüngeren Bruder Helmuth auf Freistellen in der Landkadettenakademie zu Kopenhagen unterbringen konnte. Die „harte, ja grausame Zeit“, die der damals als „ernst“ charakterisierte Fritz und sein Bruder Helmuth auf der Kadettenakademie in Kopenhagen erlebten, hellte sich ihnen durch ihre Freundschaft zu den gleichaltrigen Mitschülern Fritz und Cai Ditlev Hegermann-Lindencrone auf, den beiden Söhnen des dänischen Generals

Hegermann-Lindenchrone. Gemeinsam verlebte man die freie Zeit in der Hegermann-Lindenchroneschen Villa „Rolighed“ am Strandweg. Hier hatte sich gleichzeitig um die Gattin des Generals ein Kreis anregender und angeregter Geistigkeit gebildet, zu dem der Philosoph Sibbern, der vielseitig gebildete spätere dänische Generalprokurator Anders Sandø Ørstedt, der Prediger und spätere Bischof von Seeland, Jacob Peter Mynster, und vor allem der Dichter Adam Oehlenschläger zählten, der von der Gastgeberin sagte, daß sie „das poetischste weibliche Gemüt“ besäße, das es in Dänemark gegeben habe. Die im Umgang scheuen und zurückhaltenden Brüder von Moltke nahmen zwar an den Gesprächen der Erwachsenen keinen aktiven Anteil, es ist aber bezeugt, daß sie dabei waren, und man kann sich gut vorstellen, daß allein das Fluidum der Gesellschaft und ihre Gespräche bei den Kadetten einen starken und bleibenden Eindruck hinterließen.

Friedrich von Moltke verließ die Landkadettenakademie im Jahre 1817 als Sekondeleutnant, um fortan als Offizier zunächst beim Schleswigschen Infanterieregiment und später als Lehrer der Landkadettenakademie zu dienen, wo seine gewissenhafte Tätigkeit nach Verdienst anerkannt wurde. Ohne eigenes Vermögen, erlebte er in dieser Zeit jedoch bittere Entbehrungen. Im Jahre 1825 verlobte er sich mit der bürgerlichen und ebenfalls unvermögenden Holsteinerin Elisabeth Bölte.

Diese Verlobung nannte sein Bruder Helmuth, „auch wenn sie die Gewähr zukünftigen Glücks bieten könne, eine unglückliche Leidenschaft“. Damit hatte er insofern recht, als Friedrich von Moltke ungeachtet seiner Beförderung zum Premierleutnant im Jahre 1828 seine Braut erst neun Jahre später, am 20. April 1834, zu ehelichen imstande war.

Der Widerstand der Apenrader Bürgerschaft gegen die preußisch-dänische Landesverwaltung, die sich besonders stark gegen die Rückkehr des Postmeisters gerichtet hatte, nahm ein bitteres Ende. Mitte Oktober 1849 verabschiedete die Landesverwaltung Bürgermeister Schow. Kurz danach verlor die deutsche Partei im Magistrat und im Deputiertenkollegium sowohl ihre Sitze als auch ihren Einfluß. Und Henrici, der vormalige Polizeimeister Apenrades, berichtet uns, wie er einige Zeit später im Hamburger Trichter auf St. Pauli die Apenrader Flüchtlinge aufgesucht und dabei mit lebhaftem Bedauern wahrgenommen habe, „wie überaus hoch die Zahl derselben herangewachsen war“.

Daran knüpfte er die Bemerkung, daß es ihm, „von allem übrigen abgesehen“, unbegreiflich gewesen sei, wie kurzsichtig die Bürgerschaft selbst zu dem Rückschlag für die Deutschen beigetragen habe.

Friedrich von Moltke kann das Schicksal seiner deutschen Mitbürger nach der ebenso mutigen wie ehrenvollen Erklärung vom 6. Oktober 1849 nicht gleichgültig gewesen sein. Auch wird er weiterhin bittere Anfeindungen haben hinnehmen

müssen. Diese Umstände mögen ihn veranlaßt haben, das Posthaus in der Søndergade 20 mit Genehmigung der Generalpostdirektion im Dezember 1850 an den Fuhrmann Jochemsen zu verkaufen und sich zum Umzug bis zum Osterfest des Jahres 1851 zu verpflichten. Wir können es danach recht gut verstehen, wenn der Postmeister die Briefe seines Bruders Helmuth von Moltke in dieser Zeit nicht beantwortete. Der Bruder, der über die Ereignisse in Apenrade damals offenbar noch nicht unterrichtet war, fand das jedoch „unfreundlich und beinahe lächerlich“. Im November 1851 hatte Helmuth von Moltke einen kurzen Aufenthalt in Apenrade, über den er dem Bruder Adolph berichtete:

„Am Dienstag fuhr ich mit Burt wieder nach Apenrade, wo wir Fritz nachts ½12 Uhr auf dem Posthof fanden. Er sowohl als Betty schien ein wenig verändert. Ich vermied sorgfältig jedes politische Gespräch, aber eine durchgreifende Meinungsverschiedenheit wirkt doch sehr störend auf alles Beisammensein. Das Haus, welches er jetzt bewohnt, ist miserabel, kein einziges warmes Zimmer. Betty wirkt durchaus versöhnend und sehnt sich danach, ihre holsteinische Schwester wiederzusehen; auch zweifle ich nicht, daß er bald einmal dorthin kommt.“

... und wie es in Flensburg war

Nach Beendigung des schleswig-holsteinisch-dänischen Krieges ernannte die Generalpostdirektion Friedrich von Moltke am 1. Juli 1852 zum Postmeister in Flensburg. Vorausgegangen war dieser sicher erwünschten — und nach der bereits erwähnten Mitteilung Helmuth von Moltkes vom 12. November 1851 vorauszusehenden — Veränderung die Versetzung des Kammerherrn von Holstein als Oberpostamtsdirektor nach Lübeck. Friedrich von Moltke übernahm in Flensburg nur das Postmeisteramt, nicht dagegen die von Holstein durch königliche Resolution vom 7. Juli 1843 neben dem Postmeisteramt übertragene Aufgabe eines Postinspektors für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Dennoch war die Versetzung von Apenrade nach Flensburg ehrenvoll. Die Stadt zählte damals mehr als 18 000 Einwohner, und Flensburgs Kaufleute besaßen nach Kopenhagen die größte Handelsflotte des Gesamtstaates. Das Postkomptoir und die Wohnung des Postmeisters befanden sich auch in Flensburg in einem der schönsten und stattlichsten Gebäude der Stadt, im Hotel Rasch am Nordermarkt.

In der Amtszeit Friedrich von Moltkes begann auch in Flensburg das technische Zeitalter. Am 4. Oktober 1854 wurde die „Frederik VII. Südschleswigsche Eisenbahn“ zwischen Flensburg, Husum und Tönning sowie zwischen Flensburg und Rendsburg in Betrieb genommen und am 11. Dezember 1854 die erste Briefpost zwischen Flensburg und Rendsburg mit der Bahn befördert. Die Dienstleitung für diese erste Bahnpost im Herzogtum Schleswig oblag dem Flensburger Postmeister.

Am 7. Februar 1864 marschierten die preußischen und österreichischen Truppen in Flensburg ein. Mit ihnen kam am 12. Februar auch der Chef des Generalstabs der preußischen Armee, Helmuth von Moltke, in die Stadt. In einem undatierten, aber mit Sicherheit Ende Februar geschriebenen Brief an seinen Neffen Henry Burt, der wenige Jahre zuvor bei Onkel Fritz gewohnt und in Flensburg die ehrwürdige, im Jahre 1566 gegründete Latein- und Realschule besucht hatte und der nun mit den preußischen Truppen soeben durch Flensburg durchgerückt war, berichtet er:

„Ich habe Onkel Fritz gesagt, weshalb Du ihn nicht besucht hast, und er schien das auch zu würdigen. Er ist ruhig auf seinem Posten geblieben, wird täglich denunziert, aber ohne Erfolg. Wrangel hat ihn unter den Arm genommen und ist mit ihm durch die Stadt spaziert, und mit Zedlitz habe ich ebenfalls über ihn gesprochen. Sie kennen seine dänische Gesinnung, aber auch, daß er ein ehrlicher Mann ist, der sich auf keine Umtriebe einlassen wird.“

Ein halbes Jahr später heißt es in einem Brief an den Bruder Adolph aus Apenrade:

„Fritz leidet natürlich sehr unter allen diesen Verhältnissen und ist ganz grau geworden. Persönlich gegen ihn ist man wohlwollend und schätzt seine Tüchtigkeit. Er wird auch ruhig ausharren ... Gottes Gnade hat uns den Krieg beenden lassen, möge er gute Früchte für uns alle tragen und die tiefen Wunden heilen, unter denen so viele uns nahe Stehende seufzen.“

Am 15. September 1864 wurde das preußische Stabsquartier nach Flensburg verlegt. Helmuth von Moltke schreibt darüber an seine Frau:

„Liebe Marie.

Seit gestern ist das Stabsquartier des Oberkommandos hierher verlegt. Ich wohne bei Fritz und Betty, wo ich natürlich gut aufgehoben bin. Da wir von beiden Seiten vermeiden, über Politik zu sprechen, so geht alles gut... Ich wirke, wo ich kann, daß nun auch den dänisch redenden Schleswigern ihr Recht wird, und daß wir nicht in dasselbe Unrecht verfallen, um dessentwillen der Krieg geführt worden ist.“

Der erste dieser Briefe wurde wenige Tage nach dem Zusammenbruch der von vielen für unüberwindbar gehaltenen dänischen Stellungen am Danewerk, die beiden nächsten nach der Einnahme der Düppeler Schanzen und der Insel Alsen geschrieben. Dennoch spüren wir in jeder Zeile, daß dem preußischen Generalstabschef die unheilvolle Hybris der Macht fremd war und daß es ihm offensichtlich selbstverständlich erschien, für seinen Bruder einzutreten, der auch jetzt wieder im Unglück Dänemarks aus der Treue zu seinem König kein Hehl machte und der dafür naturgemäß den Haß der Straße zu spüren bekam. Ebenso selbstverständlich ging dann auch General von Wrangel, der Oberbefehlshaber der preußischen Armee, mit Friedrich von Moltke untergehakt durch die Straßen

Flensburgs. Er demonstrierte damit, daß man den Postmeister gefälligst respektieren und in Frieden lassen möge. Von dem Chef der preußischen Zivilverwaltung, dem Freiherrn von Zedlitz, wissen wir, daß er nicht anders handelte. Und ebenso selbstverständlich wünschte Helmuth von Moltke nicht nur die Heilung tiefer Wunden der ihm Nahestehenden, sondern allgemein die Achtung der dänischsprechenden Schleswiger, „daß wir nicht in dasselbe Unrecht verfallen, um dessentwillen der Krieg geführt worden ist“.

Heute, nach hundert Jahren, in denen es eine Köllerpolitik und den Nationalsozialismus gegeben hat, können wir uns die preußische Haltung Helmuth von Moltkes nur noch in bitterer Wehmut vergegenwärtigen. Damals aber hinterließ sie einen tiefen Eindruck in Flensburg. So vermerkte Thomas Graae, daß er — wahrscheinlich bereits im Februar 1864 — „den projsiske Armees Generalstabschef, General Helmuth von Moltke“ auf einem Spaziergang mit dem Postmeister beobachtet habe:

„En kæmpehøj, slankbygget Skikkelse. Det skægløse, fintrynkede Ansigt med den bøjede Næse og de kloge, iagttagende Øjne mindede om Buster of Oldtidens romerske Hærførere og Historieskrivere. Med de aristokratisk fine Hænder paa Ryggen gik han taus ved Siden af Postmesteren, der talte ivrigt; af og til gned han sig i Hænderne, som var der noget, der særlig interesserede ham.“

Und der dänische Pastor G. F. A. Graae schrieb am 31. Juli 1864 in sein Tagebuch:

„Min Kone, Frøken Hansen og jeg til Middag hos Kammerherre Moltkes. Fru M. fortalte, at det havde gjort et dybt Indtryk paa hende og hendes Mand, da dennes Broder, den præjsiske General, for en Tid siden havde besøgt dem.“

Für den Postmeister Friedrich von Moltke brachen aber 1864 nicht nur die äußeren Verhältnisse zusammen. Ende Oktober berichtete Helmuth von Moltke seiner Frau, daß seine Schwägerin Betty sich erkältet habe.

„Es ist schade, sie war so munter, und da sie gar nicht gehen kann, so tat ihr die freie Luft beim Fahren gut. Jetzt ist auch die letzte der ihm befreundeten Familien nach Kopenhagen gezogen. Die beiden alten Leute werden den Winter hindurch Whist en deux spielen. Gott erhalte sie einen dem anderen.“

Der Herrgott fügte es anders. Am 28. Oktober hatte Helmuth von Moltke die Trauerbotschaft mitzuteilen, daß seine Schwägerin gestorben sei.

„Sie schlief in Fritz' Armen ein. Aus Furcht, sie zu wecken, mag er mehrere Stunden so gesessen haben. Gegen 8 kam er zu mir und sagte: ‚Ich weiß nicht mehr, ob Betty schläft oder tot ist./‘ Der im Hause wohnende Arzt wurde gerufen und erklärte, daß alles Leben schon längst gewichen sei. So ohne alle Schmerzen und ohne jeglichen Todeskampf endete sie. Die Züge der Leiche sind still, friedlich, man glaubt, sie könne jeden Augenblick aus dem Schlaf wieder erwachen — was Fritz an ihr verliert, wissen wir, ist unersetzlich. Er ist äußerst ruhig, gefaßt und

ergeben.“

Drei Tage später berichtet er:

„Fritz hat in seiner Lebensweise nichts geändert und versieht seinen Dienst nach wie vor. Nachmittags fahren wir spazieren, und abends spielen wir unsere Partie. Wozu auch zum Kummer noch die Langeweile hinzufügen. Die Leiche steht in einem zinnernen Sarg noch immer in der Schlafstube — heute schon den vierten Tag. Sie soll eben in den hölzernen — und morgen in die Totenkapelle — gebracht werden. Fritz hat einen sehr schönen Platz auf dem Kirchhof, unmittelbar hinter der Kapelle gekauft. Er ist äußerst gefaßt und anscheinend fast heiter. Wer ihn kennt, weiß aber, wie sehr er leidet.“

Und am 6. November 1864:

„Nachdem gestern die Leiche acht Tage offen im Hause gestanden hatte und sich doch deutlich Spuren der Auflösung zeigten, ist sie gestern abend 8 Uhr in die Leichenkapelle auf dem Kirchhof gebracht worden. Nur Fritz, Henry und ich gingen mit dem Leichenwagen, welcher den Umweg über den Südermarkt machen mußte. Heute früh 7 Uhr hielt der Pastor Ewaldsen in der schönen erleuchteten Kapelle die Ansprache. Guste, Ernestine und Fräulein Wedekind waren auf der Galerie. Unten hatte sich eine Anzahl der angesehensten Bürger eingefunden, welche sich freiwillig gemeldet hatten, den Sarg in die Gruft zu tragen. Diese war von der treuen Wedekind mit Tannenreisern und Blumen völlig bekleidet. Nach dem Segensspruch war die Feierlichkeit zu Ende. Fritz ist völlig gefaßt — und hat seine gewöhnlichen Dienstverrichtungen auch heute wieder aufgenommen.“

Dann schließlich am 12. November 1864:

„Mit Fritz geht es Gott sei Dank gut. Er ist gesund geblieben, und Beruf, Thätigkeit und Pflichttreue füllen seine Zeit aus. Gustes und ihrer Kinder Anwesenheit hat ihn allmählich in ruhige Zustände hinübergeleitet. Seine Häuslichkeit ist unverändert geblieben, und es war eine große Wohltat für ihn, daß er sich von altbekannten und gewohnten Personen umgeben sah.“

Hatte es nach den ersten Begegnungen im April und September 1864 trotz allen Einstehens für den Bruder doch immer noch letzte Vorbehalte in dem Verhältnis zueinander gegeben, ging nur deshalb alles gut, weil man nicht über Politik sprach, so begegnet uns jetzt, nach dem Tode der Schwägerin, ein inniges und volles Verstehen für den vom Schicksal hart getroffenen, sich selbst aber treuen Bruder. Als Friedrich von Moltke mitteilte, daß er mit dem Ablauf des Monats Oktober 1866 seinen Abschied als Postmeister nehmen und nach Lübeck ziehen werde, da erhielt er am 3. November 1866 die Antwort:

„Du hast also jetzt Deine mühevollen Stelle aufgegeben und ich glaube, Du hast recht daran getan. Nur wünsche ich, daß Du erst aus Flensburg heraus wärest, wo die fehlende gewohnte Beschäftigung Dir lästig sein wird. Ich habe auch eine große Vorliebe für Lübeck und hoffe, wir besuchen Euch dort im nächsten Jahr.“

Die Brüder Moltke und der Artikel V des Prager Friedens

Nicht lange lebte Friedrich von Moltke zusammen mit seiner verwitweten Schwester Auguste Burt in Lübeck. Nachdem auch Helmuth von Moltkes treuumsorgte Gattin Marie am Weihnachtsabend des Jahres 1868 verstorben war, da zogen Friedrich von Moltke und die Schwester Auguste zu ihm und bildeten fortan in Berlin einen gemeinsamen Haushalt. Von hier aus verfolgten sie den Deutsch-Französischen Krieg und nahmen Anteil an den Erfolgen des Bruders. Dieser berichtete ihnen am 6. September 1870 über die Kapitulation Mac Mahons und die Gefangennahme Napoleons. Am 11. September schrieb er ihnen:

„Die — Engländer — haben noch nicht gelernt, was das sagen will: ‚Deutschland!‘ aber was das wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.“

Das hätte Helmuth von Moltke nicht geschrieben, wenn das gute Verhältnis immer noch davon abhängig gewesen wäre, daß man nicht über Politik sprach. Wie stark tatsächlich die innere Anteilnahme auch Friedrich von Moltkes an den Erfolgen des Bruders war, das zeigt uns ein Brief vom 16. September 1870 an die Schwester Auguste, in dem Helmuth von Moltke schreibt:

„Einen wohlthätigen Eindruck machen Deine und Fritz' Briefe aus der stillen Heimat, aber auch Ihr seid doch zu nahe beteiligt, um Ruhe zu genießen.“

*

Nahe beteiligt war aber nicht nur Friedrich von Moltke an der Entwicklung Deutschlands. Auch Helmut von Moltke nahm inneren Anteil an der immer noch zurückgestellten Teilung Schlesiens, der Frage, die Dänemark damals so ungleich stärker als uns berührte.

Wir kennen heute die so wenig erfreuliche Geschichte des Artikels V des Prager Friedensvertrages aus dem Jahre 1866, in dem Österreich auf seine Rechte an den Herzogtümern unter dem Vorbehalt verzichtete, daß die „Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abzutreten werden sollen“.

In dieser für Nordschleswig und das deutsch-dänische Verhältnis so bedeutsamen Geschichte ist nur wenig Erfreuliches zu berichten. Um so weniger sollten wir das Schreiben des Chefs des Generalstabes, Graf von Moltke, an Bismarck vom 24. April 1875 vergessen, in dem es im letzten Absatz heißt:

„Ein dänischer Minister hat den Mut gehabt, seinen Landsleuten zu sagen, daß die beste Verteidigungsanstalt ein gutes Vernehmen mit Deutschland sei. Dem steht auch wohl nur die noch nicht definitiv geschlichtete Grenzregulierung hindernd entgegen. Die Erledigung dieser Fragen scheint mir wünschenswert zu einer Zeit, wo wir von keiner Seite dazu gedrängt werden, wo noch nicht die Söhne und Töchter des dänischen Königshauses auf den verschiedenen Thronen Europas

sitzen und wir der Welt zeigen würden, daß Deutschland keinen außerdeutschen Besitz anstrebt. Ohne mir ein Urteil über die politische Seite dieser Frage zu erlauben, darf ich doch von meinem Standpunkte darauf hinweisen, daß bei den bestehenden Verhältnissen wir in jedem Kriege gegen Frankreich recht bedeutende Streitkräfte zum Schutze der Elbherzogtümer werden zurücklassen müssen, die wir an anderer Stelle nötig gebrauchen können.“

Meisterhaft werden in diesem Schreiben der Wunsch nach einem guten Verhältnis zu Dänemark und einer definitiven Grenzregulierung in Schleswig, die der Welt zeigen könne, daß Deutschland keinen außerdeutschen Besitz anstrebt, also politische Vorstellungen, an den Anfang gesetzt und zugleich nur formell angesprochen, dagegen die militärische Seite, für die Moltke nach bürokratischen Vorstellungen „zuständig“ war, nur scheinbar und mit dem abschließenden Bemerkem hervorgehoben, sich kein Urteil über die politische Seite der Frage erlauben zu wollen.

Bismarck verstand die Kritik sehr wohl und beantwortete die politische Frage in der üblichen Weise und mit dem Schlagwort, daß man nie reich genug sei, um seine Feinde mit Konzessionen erkaufen zu können.

*

Heute ist es an unserem Volk, sich auf das Selbstbestimmungsrecht berufen zu müssen. Dabei hält uns Jaspers in seiner Schrift: „Wohin treibt die Bundesrepublik?“ entgegen, Deutschland selbst habe in der Vergangenheit nicht einmal daran gedacht, dieses Recht gegenüber anderen anzuerkennen. So schwer uns dieser Vorwurf trifft, so wenig ist er jedoch in dieser Form richtig, und so sollten wir all denen dankbar sein, die früher anderen gegenüber für dieses Recht eintraten. Raloff hat unlängst in den Grenzfriedensheften darauf hingewiesen, daß die schleswig-holsteinischen Sozialdemokraten im Jahre 1902 aus sehr lauterem Motiven den Artikel V als verbindlich anerkannten. Wir sollten daher hier die Frage stellen, warum auch auf konservativer Seite Helmuth von Moltke im April 1875 an die ungeschlichtete deutsch-dänische Grenzregulierung erinnerte.

Zu vordergründig erscheint uns die Annahme, der Brief Helmuth von Moltkes an Bismarck sei durch die „Krieg-in-Sicht“-Krise im Frühjahr 1875 bestimmt worden. Wahrscheinlicher ist es, daß der Chef des Generalstabes auf die deutsch-dänische Grenzfrage hinwies, weil er im Gegensatz zu Bismarck in Dänemark keinen „Feind“ sehen konnte. Aus seinen Briefen des Jahres 1864 wissen wir, daß er auch während des Krieges Sympathie mit dem „armen kleinen Dänemark“ empfand, mit dem er sich durch seine Jugendfreundschaft zu dem dänischen General Hegermann-Lindencrone verbunden fühlte. Besonders charakteristisch für die Haltung Helmuth von Moltkes gegenüber Dänemark ist eine von Kamphøener im Oktober 1939 in „Jydske Tidende“ mitgeteilte Apenrader

Überlieferung aus der Zeit, als das preußische Hauptquartier im Sommer 1864 in seiner Heimatstadt lag. Damals soll ein junges Küchenmädchen im Hotel Stadt Hamburg den Generalstabschef eines Tages besorgt gefragt haben, wie es wohl nach dem Kriege weitergehen werde. Helmuth von Moltke habe ihr daraufhin geantwortet: „Sei nur ruhig, kleine Marie, das Land hier wird schon dänisch bleiben.“ Die kleinere Marie und spätere Frau Danielsen soll diese Worte nicht vergessen und ihren Apenrader Mitbürgern noch im hohen Alter immer wieder erklärt haben: „Vi skal nok blive danske igen, for det har Moltke sagt.“

Wohl mag Helmuth von Moltke geglaubt haben, daß die „dänisch redenden Schleswiger“ einmal gute Preußen werden würden. Als aber diese dänischen Schleswiger in den beiden Wahlen des Jahres 1867 zeigten, daß sie von Preußen nichts wissen wollten, da wird er sich wieder darüber im klaren gewesen sein, daß die Grenze an der Königsau bereits im Strudel der nationalen Bewegung der achtundvierziger Jahre versunken war und daß er damals bereits erkannt hatte, daß „Europa sich nach Nationalitäten rekonstruiere; alles Fremde würde abfallen, möchten wir nur alles Deutsche wiederbekommen, so wären wir reichlich entschädigt“.

Der vornehmste Anlaß zu dem Brief Helmuth von Moltkes an Bismarck wird hiernach in seinem rechtlichen Denken zu sehen sein. In dieser rechtlichen Redlichkeit kann ihn sein sechsjähriges Zusammenleben mit dem nur wenige Monate zuvor verstorbenen Postmeister nur bestätigt haben.

Wie sehr Helmuth von Moltke sich den Bindungen seines Bruders verpflichtet fühlte, das zeigt eine Bemerkung in den Erinnerungen des Generals Hegermann-Lindencrone. Danach wurde Fritz Hegermann-Lindencrone, der Jugendfreund Friedrich und Helmuth von Moltkes aus der Kadettenakademie, am 9. April 1848 im Gefecht bei Bau nördlich von Flensburg schwer verwundet und noch am gleichen Tage nach Apenrade „zu seinem liebsten und treuesten Freund Fritz von Moltke“ gebracht. Ihm trug er vor seinem Tode die letzten Grüße an seine Eltern und Geschwister auf. Zur Erinnerung schenkte General Hegermann-Lindencrone dem Postmeister die goldene Taschenuhr, die der Freund im Gefecht getragen hatte. — Helmuth v. Moltke gab sie nach dem Tode des Bruders an die Familie Hegermann-Lindencrone zurück.

Und noch an seinem 80. Geburtstag erinnerte sich Helmuth von Moltke gegenüber Cai Ditlev Hegermann-Lindencrone der loyalen Grundsätze des trefflichen Bruders Fritz.

Wir dürfen danach wohl annehmen, daß der Postmeister bei aller Anteilnahme an den Erfolgen seines Bruders und seines eigenen Volkes an der beharrlichen Loyalität gegenüber dem dänischen Königshaus bis zu seinem Tode festgehalten hat. Alles spricht dafür, daß er sich selbst treu blieb und durch diese seine Treue tatsächlich beiden Völkern diene.

*

Friedrich von Moltke starb am 3. August 1874 in Berlin. Er ruht neben seiner Frau Betty auf dem alten Friedhof in Flensburg. Der Grabstein der Kammerherrin und des Kammerherrn, ein schwarzer, ganz leicht weiß geaderter Findling, weist auf Matthäus 5—10: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr.“

Die Sozialstruktur der deutschen und der dänischen Minderheit im Jahr 1965

*Eine sozialgeographische Studie im deutsch-dänischen Grenzraum,
verbunden mit einer Kartierung des Landbesitzes
der Bauern der deutschen Minderheit auf der nordschleswigschen Geest.*

Schrifttum und öffentliche Diskussionen über die volklichen Minderheiten diesseits und jenseits der deutsch-dänischen Grenze kennen eine Fülle von Beiträgen aus dem historischen und politischen Bereich. Hingegen sind konkrete Aussagen über die Sozialstruktur beider Volksgruppen recht spärlich, einfach deshalb, weil es unmöglich ist, hierbei auf allgemein zugängliches statistisches Material zurückzugreifen. Umfangreiche Sondererhebungen sind unumgänglich, die aus den verschiedensten Gründen in der Vergangenheit oft auf erhebliche Schwierigkeiten stießen.

Im Rahmen einer größeren sozialgeographischen Arbeit über den Grenzraum habe ich versucht, die Sozialstruktur dieser Volksgruppen über die Minderheitsschulen zu erfassen¹. Ich bin mir bewußt, daß diese Untersuchungsmethode zwangsläufig gewisse Mängel in sich birgt, doch kann man wohl mit gutem Gewissen behaupten, daß die Berufsschichtung aller Eltern ein repräsentatives Bild bietet. Voraussetzung für eine solche Aussage ist selbstredend die vollständige und gleichzeitige Erfassung aller Schulen. Herrn Schulrat Arthur Lessow, Apenrade, und Herrn Thorup Nielsen, Flensburg, möchte ich für die tatkräftige Unterstützung bei dieser Arbeit danken. Sie haben es ermöglicht, daß in allen privaten Minderheitsschulen Nord- und Südschleswigs umfassende Erhebungen durchgeführt werden konnten, die eine Vergleichbarkeit erlauben. Alle Daten beruhen auf den Schülerzahlen aus dem Jahre 1965.

In Abb. 1 wird zunächst der Umkreis der deutschen und dänischen Privatschulen aufgezeigt. Ihre Standorte und Größen sind ein Spiegelbild der räumlichen Verteilung der Minderheiten, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll². Allein die Sonderstellung Flensburgs muß bei einem vergleichenden Gesamtüberblick besonders herausgestellt werden.

1965 zählte man 4047 Schüler in 76 dänischen Privatschulen; davon entfielen 1479, d. h. mehr als ein Drittel, auf neun Flensburger Schulen. Zum gleichen Zeitpunkt registrierten 29 deutsche Privatschulen nördlich der Grenze 1632 Schüler. Anders ausgedrückt: Ohne Flensburg betrug die dänische Schülerzahl etwa das eineinhalbfache der deutschen; in Flensburg selbst aber war die

dänische Schülerzahl fast genauso groß wie die in allen deutschen Schulen zusammen (genau 91,7 %).

Die Struktur der dänischen Minderheitsschulen ließ es ratsam erscheinen, den Begriff „Stadtschule“ — neben Flensburg — nur auf Husum, Schleswig und Rendsburg anzuwenden. In den anderen südlichen Landkreisen erfolgt eine zusammenfassende Darstellung.

Erfaßt wurden die Eltern aller Schulen, wobei eine „Doppelerfassung“ in jenen Fällen, in denen Geschwister mehrere Schulen besuchen, in Kauf genommen wurde, da dies in Nord- und Südschleswig in gleichen Umfang geschah. Bezeichnenderweise stimmt das Zahlenverhältnis der erfaßten Elternpaare mit den absoluten Schülerzahlen fast genau überein: in Nordschleswig 1087 Elternpaare, in Südschleswig 2399.

Aufschlußreich ist ferner die Sozialstruktur der Eltern, die ihre Kinder zu den beiden Gymnasien nördlich und südlich der Grenze schicken. Die Einzugsbereiche dieser beiden Schulen wurden in Abb. 2 dargestellt. Dabei fällt wiederum die Sonderstellung Flensburgs auf, das zwei Drittel der Gymnasiasten der Duborg Skolen stellt, während das Deutsche Gymnasium in Apenrade fast den gleichen Anteil (63%) Fahrschüler aus dem gesamten Raum Nordschleswigs hat. Bei den folgenden Vergleichen wurden allerdings nur die vier oberen Klassen des Flensburger dänischen Gymnasiums erfaßt, da das deutsche Gymnasium — der dänischen Schulgesetzgebung folgend — ebenfalls nur drei Jahrgänge hat. Allein diese „direkt zum Abitur führenden Klassen“ sind exakt vergleichbar.

Besonders deutlich ist der Unterschied in den ersten beiden Berufsgruppen. In Nordschleswig stellen Arbeiter und Angestellte im Lohnverhältnis genau ein Drittel der gesamten Minderheit, in Südschleswig ist diese Berufsgruppe fast doppelt so stark vertreten. Bemerkenswert ist dabei vor allem, daß auch in den südschleswigschen Landkreisen keine Unterschiede im Anteil dieser Berufsgruppe festzustellen sind. Lediglich in Eiderstedt und auf der Geest steigt die Zahl der Bauern geringfügig. Die Zahlen aus Nordschleswig dagegen bestätigen das oft erwähnte Faktum, daß das Deutschtum dort maßgebend von einer bäuerlichen Schicht getragen wird. Die Zahlen der Landbezirke haben insofern noch einen besonderen Aussagewert, da rund zwei Drittel aller Schüler Nordschleswigs in Landgemeinden wohnen.

Auffallend ist ferner das gänzliche Fehlen der Berufsgruppe „öffentliche Dienstleistungen“ in Nordschleswig, während in Südschleswig, z. B. in Flensburg, jeder zehnte dieser Berufsgruppe angehört. — Aufschlußreich ist außerdem eine gesonderte Erfassung der Beamten und Angestellten der deutschen und dänischen (bzw. friesischen) Minderheitsorgane. Der Vergleich zeigt den relativ doppelt so hohen Anteil dieser Gruppe in Südschleswig. Ungleich höher ist in Südschleswig auch der Anteil der Rentner, der zweifellos im Zusammenhang mit

der stark vertretenen Gruppe der Arbeiter und Angestellten im Lohnverhältnis gesehen werden muß. — Eine weitere Untergliederung der sogenannten „freien Berufe“ erschien aus methodischen Gründen unzweckmäßig. Der Vergleich zeigt eindeutig den doppelten Anteil dieser Berufsgruppe in Nordschleswig gegenüber der dänischen Minderheit südlich der Grenze.

In beiden Gymnasien (Abschlußklassen) ist der Anteil der „Funktionäre“ der Minderheiten erwartungsgemäß höher. Hinzu kommt auf dänischer Seite ein ungleich hoher Prozentsatz von Beamten im öffentlichen Dienst. Der Anteil der Arbeiter und Angestellten im Lohnverhältnis beträgt dagegen bei beiden Schulen nur die Hälfte des jeweiligen Durchschnitts. Auf deutscher Seite überwiegt zwar der Anteil der „freien Berufe“, doch zeigen die „27 % Bauern“ der Eltern von Schülern des Apen-rader Gymnasiums, daß auch hier das bäuerliche Element ein bestimmender Faktor in der gesamten Berufsschichtung ist.

Sozialstruktur der Eltern von Kindern in deutschen und dänischen privaten Minderheitsschulen in Nord- und Südschleswig³
(alle Angaben in Prozentwerten)

	Bauern	Arbeiter u. Angest. im Lohnver- hältnis	Beamte u. Angest. im öffentl. Dienst	Beamte u. Angest. d. deutsch. oder dän. Minderheit	Rentner	„Sonstige“, d. h. vorwiegend „freie Berufe“, wie selbständige Handwerker, Kaufleute, Ärzte, Offiziere u. ä.
Nordschleswig insgesamt	38,2	33,4	–	4	2,4	22
Südschleswig insgesamt	3,3	61,5	8,4	9,1	6	11,7
Nordschleswig Stadtschulen	20,5	44,4	–	3,6	3,6	27,9
Nordschleswig Landschulen	53,1	25,9	–	3,7	1,2	16,1
dän. Schulen in der Stadt Flensburg	0,7	61	8	11	5,3	14
Südschleswig, and. dän. Stadtschulen	1,2	64,8	11,8	7,4	8,8	6
Südschleswig dän. Landschulen	7,8	62,4	5,7	6	5,9	12,2

Deutsches Gymnasium Apenrade	27	15	–	16	7	35
dän. Gymnasium in Flensburg (4 letzte Klassen)	1,3	32,5	25	25	2,5	13,7

Dieses starke Element der Bauern in der Sozialstruktur der deutschen Minderheit gab den Anlaß zu einer weiterführenden Untersuchung in Nordschleswig, bei der der gesamte ländliche Besitz aller Eltern erfaßt wurde. — Da es sich hier um absolute Zahlenangaben handelt, wurden „Doppelerfassungen“ diesmal ausgeschaltet. Grundsätzlich wurden in solchen Fällen, bei denen Geschwister mehrere Schulen besuchen, nur die Eltern der Volksschulkinder – d.h. die echten Wohnorte – berücksichtigt. Insgesamt wurden 346 Bauern-Elternpaare in Nordschleswig erfaßt. Über die Größenordnung ihres Besitzes gibt die vorhergehende Abb. 4 eine zusammenfassende Auskunft, sie zeigt die Besitzgrößen in den einzelnen Schulgemeinden.

Landbesitz der Eltern von Kindern in deutschen Privatschulen in Nordschleswig (Angaben in Prozentwerten) s. Abb. 4

unter 10 ha	11-20 ha	21-30 ha	31-40 ha	41-50 ha	51-60 ha	61-70 ha	71-80 ha	81-90 ha	90-100 ha	über 100 ha
4,9	15,9	20,8	15,9	20,5	5,8	2,3	5,5	2,3	2,0	4,1

Der naturräumlichen Ausstattung des Landes entsprechend, finden wir auf der Geest besonders große Höfe. Doch kann man auch im östlichen Hügelland landwirtschaftliche Betriebsgrößen feststellen, die weit über dem Landesdurchschnitt liegen.

Um dem Vorwurf zu entgehen, die Darstellung könne durch die selektive Auswahl von Bauern, die ihre Kinder zur Schule schicken, ggf. eine gewisse Einseitigkeit aufweisen, wurden im Falle Bülderup einmal alle Bauern der deutschen Minderheit erfaßt. Ein Schüler meines Seminars, Herr D. Todt, jetzt Lehrer an der einklassigen Schule in Bülderup, kartierte die Besitzflächen von 31 deutschen Bauern in dieser Großgemeinde auf der nordschleswigschen Geest, in einem Raum, der schon immer durch ein starkes deutsches bäuerliches Element geprägt wurde. Abb. 5 wurde nach einem Entwurf von D. Todt gezeichnet⁴.

Aufschlußreich ist dabei zugleich ein Rückblick auf das Abstimmungsergebnis in den Dörfern dieser Großgemeinde im Jahre 1920 (vgl. Abb. 6). Die heutigen Besitzverhältnisse entsprechen eindeutig noch diesem Abstimmungsergebnis vor

fast einem halben Jahrhundert. Das deutsche Bauerntum hat sich hier in den gleichen Räumen bis zur Gegenwart erhalten.

Insgesamt zählt die Großgemeinde Bülderup bei 1100 Einwohnern rund 160 landwirtschaftliche Betriebe. Den 31 deutschen Bauern stehen 130 Dänen gegenüber, von denen 110 die Landwirtschaft hauptberuflich betreiben. Die Durchschnittsgröße ihrer Höfe beträgt 24 ha; 54 dänische Betriebe sind kleiner als 20 ha. Von den 31 deutschen Bauern haben nur drei noch einen Nebenerwerb. Ihre Durchschnittsgröße beträgt 37 ha. Diese Zahl entspricht fast genau der Durchschnittszahl, die auch bei jenen Bauern festgestellt wurde, die noch Kinder zur deutschen Privatschule schicken.

Bülderup hat eine landwirtschaftliche Nutzfläche von insgesamt 3150 ha; davon sind rund 50 ha Kirchenland und 10 ha Gemeindeland. Die Gesamtgröße des deutschen landwirtschaftlichen Besitzes (ohne Wald) beträgt 1141 ha; d. h. rund ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche. Die Gesamtzahl der deutschen Minderheit wird mit 160 bis 180 Personen angegeben. — Man kann daher zusammenfassend feststellen: Die deutsche Minderheit in Bülderup erfaßt rund ein Sechstel der Einwohner; ihr Landbesitz hingegen erstreckt sich auf mehr als ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche.

Zweifellos darf man dieses ausgewählte Beispiel nicht ohne weiteres verallgemeinern. Es erhellt jedoch in eindrucksvoller Weise die Struktur eines Bauerntums, dessen wichtiger Anteil an der Sozialstruktur der deutschen Volksgruppe vorher beschrieben wurde. — In der dänischen Minderheit spielt das Bauerntum nur eine untergeordnete Rolle. Nur in grenznahen Gemeinden, im Raum Medelby/Ladelund, gibt es seit altersher einige dänische Höfe.

*

Der vorgeschriebene Umfang dieses Beitrages verbietet es, die aufgezeigte Sozialstruktur der Minderheiten noch weiter zu durchleuchten und vor allem auch der Frage nachzugehen, in welchem Umfang die aus der Schule entlassenen Kinder der deutschen Minderheit den bäuerlichen Beruf ihrer Eltern beibehalten. Hier ist offensichtlich in der Gegenwart eine Umschichtung festzustellen, die es fraglich erscheinen läßt, ob aus den hier aufgezeigten Ergebnissen automatisch Schlußfolgerungen über ein für „alle Zeiten konstantes“ deutsches Bauerntum nördlich der Grenze gezogen werden können.

Diese Probleme und andere Fragen bleiben einer weiteren, größeren Arbeit vorbehalten. — Aufgabe dieser vorliegenden Untersuchung war es, zunächst einen allgemeinen, zusammenfassenden Überblick über die Sozialstruktur beider Minderheitsgruppen zu geben. Die Unterschiede nördlich und südlich der Grenze wurden dabei klar erhellt.

Anmerkungen

- 1 Eine ähnliche Erhebung führte A. Lessow im Jahre 1958 in Nordschleswig durch, vgl. dazu auch H. Kardel „Aus Nordschleswig“, in Schleswig-Holstein, Heft 3/1959, S. 76. Einen zusammenfassenden Überblick gibt ferner H.-J. Lorentzen in seiner Examensarbeit zur zweiten Lehrprüfung, ebenfalls gestützt auf Erhebungen in den nordschleswigschen Schulen im Winter 1960/61. Vergleiche hierzu Anm. 3.
- 2 Vgl. hierzu K. Weigand: Der Umkreis deutscher und dänischer Minderheitsschulen in „Stadt-Umlandverflechtungen und Einzugsbereiche der Grenzstadt Flensburg und anderer zentraler Orte im nördlichen Landesteil Schleswig“, Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel, Bd. XXV/1966, S. 72 ff.
- 3 Zum Vergleich seien die Zahlen von Lessow und Lorentzen (s. Anm. 1) genannt: Nach Lessow hatten die Väter der Kinder in den nordschleswigschen Schulen 1958 folgende Berufe: 36,7 % Bauern, 27,1 % Arbeiter, 19,8 % selbständige Gewerbetreibende, 7,3 % Angestellte, 4,8 % Lehrer und Pastoren der deutschen Minderheit, 4,3 % sonstige Berufe. Nach Lorentzen war die Berufsschichtung am 1.1.1961 in Nordschleswig wie folgt: 36,7 % Bauern, 27,8 % Arbeiter, 8,4 % Angestellte, 10 % Handwerker, 9,2 % Kaufleute, 1,9 % freie Akademiker, 2,8 % Angestellte der deutschen Minderheit, 2,8 % Rentner, 0,4 % sonstige Berufe (Eltern der Volksschulkinder in deutschen Privatschulen. — Ich habe aus Gründen der Vergleichbarkeit mit den Verhältnissen in Südschleswig auf weitere Differenzierungen verzichtet. Wichtig erschien mir vor allem die Unterscheidung zwischen Stadt- und Landbevölkerung und die gesonderte Betrachtung beider Gymnasien. Über die Struktur der landwirtschaftlichen Berufe unterrichtet die weitere Untersuchung.
- 4 Die Reinzeichnung aller Abbildungen (einschl. der Kreisberechnungen) besorgte Herr Hans-Helmut Schmidt, Geogr. Seminar der Päd. Hochschule Flensburg.
- 5 Alle Zahlenangaben nach persönlichen Erhebungen von D. Todt und Auskünften des Bürgermeisters der Gemeinde Büderup.

Liegt das Heil der ergänzenden Bildungsarbeit in der Institutionalisierung?

Zur Frage einer Jugendakademie in Flensburg

Im Heft 3 vom September 1966 der Grenzfriedenshefte hat Herr Horst Schwarze die Frage zur Diskussion gestellt, ob der Grenzfriedensbund und die Volkshochschule eine Jugendakademie in Flensburg schaffen sollten. Die Frage ist sehr allgemein gehalten, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der „planenden Bildungsarbeit und der planenden musischen Betätigung“ untersuchen wollte, wie es am Anfang des von Herrn Schwarze zitierten Berichtes in der „Flensburger Presse“ steht. Der Verfasser ist auch im weiteren Teil seiner Ausführungen nicht so konkret geworden, daß man definitiv erkennen kann, welche Einrichtung in einer Jugendakademie gesehen wird.

Die ständig steigenden Anforderungen der Zeitentwicklung an den Menschen lassen es zweifellos zu, ja sie gebieten es, immer wieder darüber nachzudenken, ob die Formen und Möglichkeiten unserer Bildungsarbeit im weitesten Sinne noch geeignet sind, die Menschen auf die Erfordernisse des Lebens vorzubereiten. Es hieße aber, die Augen vor der Wirklichkeit verschließen, wenn man nicht erkennen wollte, daß ein fortlaufendes Bemühen vorhanden ist, das Bildungsangebot zu erweitern und zu differenzieren. Sicher kann man geteilter Meinung darüber sein, ob das Angebot ausreicht und ob die gebotenen Möglichkeiten den Anforderungen unserer Zeit genügen.

In seinem Beitrag weist Herr Schwarze auf eine Fülle von Möglichkeiten hin, die den Interessenten, insbesondere auch den jungen Menschen in Flensburg und Umgebung, geboten werden. Da ist der Jugendhof Scheersberg mit seinen betont musischen Bildungsmöglichkeiten, die Grenzakademie Sankelmark mit ihren internen und externen staatsbürgerlichen Bildungsprogrammen, da sind die vielfältigen Unternehmungen der Gewerkschaften, der Industrie- und Handelskammer, der verschiedenen Schulen und nicht zuletzt die Volkshochschule selbst. Den jungen Menschen, die sich — wie der Verfasser schreibt — mit ihrem Schulabschluß oder Berufsergebnis nicht zufriedengeben, stehen viele Möglichkeiten zur Weiterbildung zur Verfügung. Dabei will ich es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß auch die Jugendpflege mit ihren Einrichtungen, den hauptberuflichen und freiwilligen Mitarbeitern ein gutes

ergänzendes Angebot mindestens für die staatsbürgerliche und musische Bildungsarbeit bereithält. Persönlich beklage ich die Vielfalt im Bildungsangebot nicht, im Gegenteil, sie scheint mir am ehesten Gewähr dafür zu bieten, daß der einzelne seiner speziellen Interessenslage entsprechend ein Angebot erhält und auch bereit ist, davon Gebrauch zu machen. — Da auch Herr Schwarze m. E. das differenzierte Bildungsangebot nicht ablehnt, bleibt die konkrete Frage: Liegt das Heil der ergänzenden Bildungsarbeit wirklich in der Institutionalisierung?

Ich bin persönlich nicht der Meinung, Die Schaffung eines Institutes, also der Jugendakademie, unter Berücksichtigung der schon genannten Gegebenheiten im Flensburger Raum braucht keineswegs eine Belebung der Bildungsarbeit zu bedeuten, im Gegenteil, sie kann dazu führen, daß freiwillige Angebote der verschiedenen Träger zurückgezogen werden.

Es erscheint mir vorrangiger, eine erreichbare Koordination unter den Bildungsträgern anzustreben, um dadurch Fehlinvestitionen in materieller und geistiger Hinsicht zu vermeiden.

Dazu könnten Grenzfriedensbund und Volkshochschule einen maßgeblichen Beitrag leisten, ohne daß ein Institut im Sinne der Akademie erforderlich wird.

Die Koordination wird auch erkennen lassen, wo es noch Lücken gibt, die auszufüllen wären.

Ich habe im Zusammenhang mit der Errichtung der Jugenderholungsstätte Schwennauhof in Glücksburg bereits vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß mir dieser Ort geeignet erscheint, zu einer deutsch-skandinavischen Kontaktstelle benutzt zu werden. Das ist eine Aufgabe, die noch keineswegs zufriedenstellend gelöst ist. Der „New Look an der Grenze“ steckt mir noch zu sehr im Phrasenhaften. Erst Belastungen werden zeigen, wie weit wir im nordeuropäischen Raum wirklich zueinander gefunden haben. Das sich wahrhaft Näherkommen kann durch geeignete Maßnahmen erreicht werden, und Seminare, die die Menschen beiderseits der Grenze für längere Zeit zusammenführen, sehe ich als ein geeignetes Mittel an. Ich will es bei diesem Beispiel bewenden lassen.

Abschließend möchte ich festhalten: Herrn Schwarze gebührt Dank dafür, daß er eine interessante Frage zu einem wichtigen Thema gestellt hat. Mir erscheint das Problem aber ohne die Schaffung einer Jugendakademie lösbar. Es fehlt lediglich der Initiator, der die Frage aufgreift, ob in einer Absprache unter den Bildungsträgern, vielleicht auch in einer Arbeitsgemeinschaft eine Verbesserung des Bildungsangebotes erreicht werden kann. Soweit es die Jugendhilfe angeht, wird sie — gleich, in welcher Form — zur Zusammenarbeit bereit sein.

Horst Schwarze meint dazu:

Mit Genugtuung und Dank habe ich begrüßt, daß Erwin Lingks Einwände die Diskussion um meine Anregung, eine Flensburger Jugendakademie ins Leben zu rufen, in Gang gebracht haben. Da ich — ebenso wie in dem ersten Beitrag — mit einer kurzen Antwort auf Einzelheiten nicht eingehen kann, seien Mißverständnisse bzw. Auffassungsunterschiede nur kurz angedeutet:

Herrn Lingks Einwand richtet sich gegen eine Jugendakademie als „Institution“; eine solche hält er für überflüssig, weil für unsere Stadt, wie er schreibt, „in einer Absprache unter den Bildungsträgern, vielleicht auch in einer Arbeitsgemeinschaft eine Verbesserung des Bildungsangebotes erreicht werden kann“. Meine Anregung geht jedoch weit über eine solche evtl. vom Schulamt zu bewerkstelligende Koordination hinaus: Die zuerst in dem ursprünglichen Vorschlag und danach von Herrn Lingk in seiner Erwiderung genannten Organisationen haben fachlich bestimmte Ziele für ihre Weiterbildung, konkurrieren also keinesfalls mit der geplanten Akademie, sondern sollen durch deren Arbeit in der Allgemeinbildung entlastet werden!

Im übrigen geht aus meinem ersten Beitrag hervor, daß an eine neue und selbständige „Institution“ nicht gedacht ist, sondern daß die Flensburger Volkshochschule e.V als „Mutter“ und der Grenzfriedensbund als „Hausvater“ die Betreuung der Akademie für bildungseifrige junge Flensburger übernehmen. Und der wichtigste Effekt ihrer Arbeit soll — was Herr Lingk nicht erwähnt — „die rechte Hilfe für die auto didaktische Vorbereitung auf die Begabtenprüfung... und damit auf den begehrten ‚Zweiten Bildungsweg‘ sein“.

Im März hoffe ich — im Rahmen der Volkshochschule — vor Freunden und Zweiflern in begründeter Bildungsplanung (anschließend an den Beitrag „Neue Bildungsmöglichkeiten“ im 3. Grenzfriedensheft des Jahres 1964) und mit detaillierten Plänen meinen Vorschlag rechtfertigen zu können.

Vortrags-Veranstaltungen des Deutschen Konsulats in Apenrade 1964-66

Prof. Dr. Eschenburg, Tübingen:

Die Bundesrepublik Deutschland nach fünfzehn Jahren

Ministerpräsident Dr. Lemke, Kiel:

Vortrag über das deutsch-dänische Verhältnis zum Minderheitenproblem sowie zu anderen gemeinsam interessierenden Fragen

Professor Dr. Borinski, Berlin:

Die deutsche Jugend gestern und heute

Pressereferent a. D. Raloff, Kopenhagen:

Die deutsche und die dänische Arbeiterbewegung in ihrer Wechselbeziehung

Chefredakteur Dr. Hunck, Düsseldorf:

Die wirtschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den skandinavischen Ländern unter besonderer Berücksichtigung der EWG/EFTA-Probleme

Prof. Dr. Eschenburg, Tübingen:

Die Parteien in der Bundesrepublik Deutschland

Dr. Neumann, Abteilungsleiter beim Europarat in Straßburg:

Erfahrungen und Aufgaben der europäischen Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Erziehungswesens

Prof. Dr. Müller, Aachen:

Probleme der Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland

Journalist und Schriftsteller Erich Lüth, Hamburg:

Wie ein Deutscher Dänemark sieht

Innenminister Dr. Schlegelberger, Kiel:

Die Bundesrepublik Deutschland

Außerdem führte das Konsulat durch oder vermittelte Dichterlesungen, Rezitationsabende, musikalische Veranstaltungen und Theateraufführungen

Dänisch-Deutscher Pädagogentag in Nordschleswig

Die dänischen Lehrerkreise in Nord- und Südschleswig luden zusammen mit dem Grenzfriedensbund deutsche und dänische Lehrer beiderseits der Grenze zu einem Dänisch-Deutschen Pädagogentag am 25. Oktober nach Nordschleswig ein. Dieses zweite Lehrertreffen (das erste fand 1964 in Flensburg als Veranstaltung des Grenzfriedensbundes statt) hatte mehrere Ziele: 1. die Schaffung von Kontakten zwischen der Lehrerschaft beiderseits der Grenze, 2. den dänischen Lehrern einen Einblick in die Organisation des schleswig-holsteinischen Schülerwesens zu geben, 3. Verständnis für die Arbeit in den Schulen der beiden Minderheiten zu wecken sowie 4. das gegenseitige Verstehen zu erleichtern, das als Grundlage für die Verbesserung der zwischenvolklichen Beziehungen betrachtet wird.

JAKOB SCHMIDT

Eine dänische Stimme

Wenn man an der Planung einer Veranstaltung mitgewirkt hat, wird man sicherlich ihren Verlauf mit anderen Augen betrachten als jener Teilnehmer, der erst am eigentlichen Tag in Erscheinung tritt.

Da ich nicht an dem deutsch-dänischen Lehrertreffen in Flensburg im Jahre 1964 teilgenommen habe, war ich auf die erste Sitzung, die wegen der Planung des Dänisch-Deutschen Pädagogentages 1966 stattfinden sollte, ein wenig gespannt, aber ich war beruhigt, als ich nach Hause fuhr, weil ich mir darüber im klaren war, daß sowohl von deutscher als auch von dänischer Seite zur Zusammenarbeit guter Wille vorhanden und alle gewillt waren, bei der Vorbereitung mitzuarbeiten. Ich war mir aber auch bewußt, daß vieles geregelt werden mußte, bevor die Tagung vom Stapel laufen konnte. In dem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß alle jene Persönlichkeiten, an die wir uns wandten, gleich ihr Mitwirken zusagten, und daß niemand absagte. Es muß gesagt werden, daß niemand für seine Arbeit Honorar verlangte.

*

Der eigentliche Tag begann mit schönem Wetter, was immer ein guter Auftakt zu einem Treffen ist, und die Teilnehmer kamen auch so pünktlich, daß wir zur festgelegten Zeit anfangen konnten.

Nach dem Beitrag des Amtsschulkonsulenten Alkærsig wurden von den deutschen Teilnehmern viele Fragen gestellt, und es war interessant, daß die meisten Fragen derart waren, wie wir sie gar nicht erwartet hatten, was auch ein Beweis dafür ist, wie wenig wir die gegenseitigen Schulverhältnisse kennen.

Die Ausführungen des Oberregierungs- und Schulrats Wriedt waren mir dadurch u. a. interessant, daß man in Schleswig-Holstein wie bei uns dem Ausbau des Schulwesens in den ländlichen Gemeinden nicht immer die beste Lösung erreicht hat.

Speis' und Trank hält Leib und Seele beisammen, heißt es in einem alten Sprichwort. Jedenfalls hat es auf Tagungen dieser Art seine Bedeutung, und es war erfreulich, daß so viele deutsche und dänische Kollegen sich zusammenfanden, um unter vier Augen die Kenntnisse der gegenseitigen Arbeit und der Probleme zu vertiefen und auch, um persönliche Bekanntschaften zu machen.

Die Ausführungen des Unterrichtsinspektors Jensen über die aktuelle Situation der dänischen Volksschule unterstrichen, daß man nicht nur nach vorn blicken, sondern auch die tägliche Arbeit aufbauen und untermauern soll – eine Tatsache, die wir uns wohl immer wieder ins Gedächtnis rufen sollten.

Die Information über das deutsche bzw. dänische Schulwesen der Minderheiten gab Anlaß zum Nachdenken. Im Alltag bewegen uns unsere kleinen Schulprobleme, sie verblassen jedoch ein wenig, wenn man von den viel größeren Problemen, wie sie eine Minderheitenschule hat, hört. Besonders auf dem ethischen, kulturellen und nationalen Gebiet muß es oft schwer sein, den richtigen Weg einzuschlagen.

Die poetischen Schlußworte Dr. H. P. Johannsens waren sowohl inspirierend als erfrischend, und gleichzeitig wurden Dinge aufgezeigt, die man nicht vergessen sollte, auch wenn sie außerhalb des pädagogischen Gebietes lagen.

Sollte ich zusammenfassend sagen, was der Tag mir bedeutet hat, könnte ich es ganz einfach auf die Formel bringen: Es war für mich eine große Freude, dabeigewesen zu sein. Die Kontakte von Mensch zu Mensch tragen zum Verständnis der Arbeit, der Gesichtspunkte und der Probleme der anderen bei und verknüpfen uns dadurch fester miteinander. Deshalb sind Treffen dieser Art immer nützlich und müssen fortgesetzt werden; gleichzeitig jedoch gilt es, neue Wege und Mittel zu finden, so daß wir nicht in ausgefahrenen Gleisen steckenbleiben. Viele der Tagungsteilnehmer haben mir gegenüber ihre Zufriedenheit mit dem dänisch-deutschen pädagogischen Tag zum Ausdruck gebracht, und damit können wir, die dazu beigetragen haben, „den Tag“ zu arrangieren, wohl nur zufrieden sein.

ROBERT ASCHPURWIS

Eine deutsche Stimme

Das Chamäleon Zeit bleibt nicht mit argwöhnisch musternden Teleskopaugen in Lauerstellung an der Grenze hocken. Die brennenden Fragen unserer Tage

entflammen nicht einsam im heimischen Herd nationaler Küchen. Pädagogische Probleme und schulpolitische Fragen mögen sich noch so avantgardistisch in gewagter Kostümierung zeigen oder traditionsschwanger in althergebrachten Gewändern daherschreiten, in ihrem Kern waren und sind sie immer supranational; der störrische Terminus vermag sie weder vor hölzernen Grenzposten zu bremsen, noch erstarren sie vor abweisenden eisernen Vorhängen.

Darum wissen auch die Lehrerverbände beiderseits unserer Grenze. In ihrem sachlichen Informationsaustausch, im keimenden Wunsche gegenseitigen Kennenlernens wachsen mehr zukunftssträchtige Möglichkeiten als in tausend geschwollenen Friedenspredigten oder routiniert mit dem Konventionshobel geglätteten Staatsreden.

Mit emsiger Gelassenheit winkt ein Schüler die aus dem Süden heranrauschenden Kraftwagen der deutschen Gäste auf den grobkiesigen Parkplatz der „Felsted centralskole“. Viel spiegelfrohes Glas neben sattem Rot und Fernwehblau liegt unter feuchtkühler Herbstsonne auf sanftem Hang als sportplatzgroßes flaches Rechteck der modernen Schulanlage. Kein drohender Lernklotz, keine kinderfeindliche Lernkaserne, keine prunkprotzige Unterweisungsfabrik, vielmehr eine sich gelassen an den Boden schmiegende frohklare Parallelität horizontaler Linien. Auch der drolligste Knirps wie das stillbescheidenste Mädchen werden unbewußt im linden Zug gebändigter Horizontaldynamik ihr eigenes Vertikalwesen erhöhen und den bitter notwendigen Selbstbehauptungswillen wachsen lassen können.

Verhaltenes Lachen, schalkhaftes Spiel, erwachsenernstes Kopfnicken und hellweiche Rufe schwirren im geschützten Innenhof zwischen den bunten Kindertupfen.

Ob „Brot für die Welt“ oder „Flygtninge-Hjælp“, weltweite Aufgaben! Verzinkter Stacheldraht mahnt schmerzhaft vor erdfarbenen Ziegeln der Eingangshalle. „FNS-Internationale Samarbejdsår“ ruft alle. Großäugig wachbittend fordert Fridtjof Nansen aus einem Zeitungsbild. „De venter på miracler“ in ungelenker Schrift, aber eine Hilfsbereitschaft verbürgend, die lautlos wirkend lindert.

Vor starren Sprossenwänden stehen verschmitzt lächelnd, gelassen an angebissenen Pfeifen saugend, sehr gelöst, sehr sicher und frei, oft mit nur mühsam gebändigtem Schelm in den faltigen Augenwinkeln, unter winddurchblasenem Haar – die dänischen Kollegen. Bieder der Ton, in dem auf humorigem Grunde die schlichten Worte erwachsen, klar und nüchtern die elastischen Gedanken der dänischen Pädagogen. Leicht schwingt etwas Faustisches aus metaphysischen Urfeldern in den verwickelteren Ketten der deutschen Referenten und Frager. Höfliches Erstaunen ob einiger elegant gleitender dänischer Sprachkenntnisse ihrer Gäste bekunden die in anderen

Erfahrungen ergrauten Kollegen Grundtvigscher Prägung.

Zweimaliges Klingeln markiert die Pausenprozession beim Umzug von einem Unterrichtslokal zum anderen. Es wird mit Würde und voll freundlicher Neugier hospitiert und mit unübertrefflicher Nonchalance trockenem Stoff kindermordende Langeweile extrahiert, wobei Haarschnitt nach Liverpools Muster und burschikose Hemdsärmeligkeit unbekümmert mitmischen. Unterweisende schwimmen in „Orientierung“ als fächerumgreifender Klammer noch voller tastender Ungewißheit lotselos in lauen Gewässern. Verspätetes Wikingerblut wagt so etwas! Frischlackierte Magdeburger Halbkugeln und ein im erpumpten Vakuum sich entfaltender Negerkuß lassen bei Niels und Thorup Erkenntnisse über das Medium Luft sprossen.

„Hvad skal du huske om Vesttyskland?“ fragt ein dänisches Erdkundebuch nach seitenmäßig weit getrennter Behandlung gespaltener deutscher Misere. „Sehr wenig“, mag der deutsche Beobachter in glimmendem Bescheidungsstreben einsichtig murmeln.

Zwar wird das Mittagessen im schöngelegenen Eliselund nicht zur Orgie im Stile altrömischer Terminalien, aber Kaffee und Bier verursachen doch ein Phoncrescendo. Sämige Spargelsuppe mit handgerollten Fleischklößchen, schwartenknackender Schweinebraten mit großmütterlich gewürztem Rot- und auf der Zunge schmelzendem Blumenkohl und tiefgefrorene sahnige Eistorte schmecken trotz offizieller Stiftung durch das zuständige Kopenhagener Ministerium hausgemacht und liebevoll mutterkürlich.

Ablauf und Gehalt des schnellen Nachmittages, die schönen Stunden in Apenrades Rugkoppelschule mit launigen Begrüßungen, Referaten, Kaffeetrinken und freundlicher Verabschiedung beleben und vertiefen den Eindruck von der beglückenden Integration der dänischen Schule unserer Tage in einer zeitnah handelnden, aufgeschlossenen demokratischen Gesellschaft.

Notwendig, nützlich und nur natürlich sind solche Tagungen, und Dank gebührt allen, die sich um ihr Zustandekommen mühen, sie in Nüchternheit planen, mit Herzlichkeit durchführen und sie verantwortungsbewußt aufnehmen.

Der Grenzfriedensbund gratuliert

Korrektor Ernst Beier, Flensburg, 65 Jahre (1. Oktober)

Minister a. D. Wilhelm Käber, Kiel, 70 Jahre (27. Dezember)

Chefredakteur Jes Schmidt, Apenrade, 50 Jahre (10. November)

Generalsekretär Rudolf Stehr, Apenrade, 60 Jahre (1. Dezember)

Wenn eine Reihe in der Öffentlichkeit so tätiger und hervorragender Persönlichkeiten, wie die hier genannten es sind, im letzten Vierteljahr 1966 einen runden oder halbrunden Geburtstag feierten, dann ist es auch den Grenzfriedensheften eine schöne Pflicht zu gratulieren. Dies um so mehr, als sie die Jubilare zu ihren Autoren rechnen dürfen. Es ist auch verhältnismäßig leicht, eine Ordnung der Aufzählung vorzunehmen, nämlich nach protokollarischer Gepflogenheit nach dem Alphabet. Jedoch wird die Aufgabe nicht leichter, wenn es nunmehr gilt, jedem von ihnen, die sie in mancher Beziehung sehr verschieden geprägte Persönlichkeiten sind, in besonderer Weise zu sagen, wofür mit dem Glückwunsch, der hiermit herzlich ausgesprochen wird, zugleich herzlich gedankt wird. Da die Tageszeitungen in umfangreichem Maße Daten und Taten unserer Freunde gewürdigt haben, möchten wir uns darauf beschränken, zu sagen, was nun wir ihnen danken.

ERNST BEIER

Wenn man mit wenigen Worten Ernst Beier zu kennzeichnen hat, dann wird man sagen, daß seine Persönlichkeit durch den Erwerb umfangreicher beruflicher Kenntnisse, durch verantwortungsbewußte Mitarbeit in seiner Firma, durch Hilfsbereitschaft den Kollegen und allen Mitmenschen gegenüber geprägt ist. Er verkörpert die besten Werte demokratischer sozialistischer Lebensauffassung in der Form, in der sich die ältere Generation diese in der Debatte und in der Tat errang. Dies befähigte ihn nach dem zweiten Weltkrieg als deutscher Flensburger Sozialdemokrat innerhalb der Organisation des Grenzfriedensbundes, deren 2. Vorsitzender er seit vielen Jahren ist, für eine positive deutsche Grenzlandarbeit und die Kontaktnahme mit dänischen Freunden zugleich zu arbeiten, indem ihm in beiden Lagern gleich große Achtung entgegengebracht wurde. Seiner behutsamen Hand verdanken die Grenzfriedenshefte wesentliche Züge ihres inneren und äußeren Gesichts, was mit Dank festgestellt wird.

Dr. H. P. J.

WILHELM KÄBER

kann am 3. Weihnachtstag d. J. seinen 70. Geburtstag feiern. 1896 im benachbarten Niedersachsen geboren, ist er eng mit den politischen Geschicken des Landes Schleswig-Holstein verbunden, gehörte er doch schon 1946 dem Landtage an, war in den folgenden Jahren Landesminister des Innern und ein Jahr (1949 bis 1950) gleichzeitig stellv. Ministerpräsident. Er stand also in einer Zeit an führender Stelle, als im Gefolge des verlorenen Krieges die Frage der deutsch-dänischen Grenze erneut aufgeworfen wurde und hat als Mitverantwortlicher für

das Zustandekommen der Kieler Erklärung zur Normalisierung des deutschdänischen Verhältnisses entscheidend beigetragen. Seine Anteilnahme (auch als langjähriger Oppositionsführer im Schleswig-Holsteinischen Landtag) an den Fragen des Grenzlandes und dem Geschick der deutschen Nordschleswiger ist allezeit wachgeblieben und kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß der nun Siebzigjährige Vorstandsmitglied des Grenzfriedensbundes ist.

e b

JES SCHMIDT

Jes Schmidt ist der Sohn eines Bauern aus dem nördlichsten Schleswig, also einer Gegend, in der das Deutschtum nachweisbar echte Wurzeln besitzt, aber in der die einzelnen Deutschen seit eh und je auf sich allein gestellt waren. Das dürfte ihn für sein Leben geprägt haben.

Das für Jes Schmidt Kennzeichnende ist, daß er einen klaren Standpunkt in der nationalpolitischen Debatte in unserem Grenzland eingenommen hat und ihn täglich mit gewandter Feder im Organ der deutschen Volksgruppe „Der Nordschleswiger“ vertritt. Die Konsequenz, mit der er dies getan hat, hat ihm im Laufe der Jahre die uneingeschränkte Achtung auch derer eingetragen, die gelegentlich den von ihm vertretenen Kurs für einseitig oder hart hielten. An seinem 50. Geburtstag haben ihm deutsche und dänische Landsleute die Anerkennung gezollt, die jede gute Konsequenz verdient. Sie taten es sicher um so lieber, als auch in Jes Schmidt unverkennbar die schleswigschen Grundeigenschaften der Toleranz und des Humors sichtbar wurden. So wie er ist, wie er durch die Brille blinzelt und wie er spricht, gehört er zum Bilde des Landes.

Dr. H. P. J.

RUDOLF STEHR

Rudolf Stehr, ebenfalls im nördlichen Schleswig geboren, ist von Hause aus Jurist. Die oft dem Juristen eigene Fähigkeit zur Ordnung und Verwaltung ist auch bei ihm in hervorragendem Maße vorhanden. Aber sie spielt eine dienende Rolle und prägt nur insofern Rudolf Stehrs Wirken, als jedes geistige und politische Denken und Handeln dieser ordnenden Fähigkeit nicht entraten kann, wenn man zu praktischen Erfolgen kommen will. Rudolf Stehr schwimmt nicht, wenn er formuliert; er formuliert klar und tief, handelt auf Grund dieser Formulierungen und hat in einer nunmehr fast zwanzigjährigen Tätigkeit bewiesen, daß ihm die Gestaltung eines gesunden deutschen demokratischen Lebens in offener Aussprache mit dem Staatsvolk der Dänen eine Herzensangelegenheit ist. Der objektive Betrachter stellt dies mit Befriedigung fest. Ohne vorzugreifen, wird man Rudolf Stehr bescheinigen, daß er als echter Nordschleswiger, d. h. aus dem vollen Erlebnis dessen, was das bedeutet, die Forderung des Tages erkannt und

erfüllt hat. Er hat sich damit in den geschichtlichen Ablauf des heimatlichen Lebens in einer der schwersten Perioden der Heimatgeschichte gestellt. Er hat Widerstände bei Deutschen und Dänen gefunden. Die durch sachliche Arbeit und reife menschliche Haltung geprägte Persönlichkeit Rudolf Stehrs ist jedoch nicht nur in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt worden, sondern hat sich als ein konstruktiver Bestandteil des politischen Lebens der Heimat durchgesetzt. Name ist Schall und Rauch, aber Rudolf Stehr ist ein wirklicher *Generalsekretär* der Deutschen in Nordschleswig, zuständig für die kleinen Sorgen, den Blick jedoch gerichtet auf die großen Ziele deutscher politischer Arbeit auf einem Boden, auf dem sie zu Hause ist.

Dr. H. P. J.

*

Dank an Konsul Voos

Um die Jahreswende verläßt der bisherige Leiter des deutschen Konsulats in Apenrade, Konsul 1. Klasse Hans Voos, das dortige Konsulat, um in Bonn im auswärtigen Dienst eine neue Aufgabe zu übernehmen. Aus Anlaß des Wechsels besteht Veranlassung, Konsul Voos einen Dank dafür abzustatten, daß er es während seiner Tätigkeit in Apenrade verstanden hat, der Arbeit des Konsulats ein interessantes, vielseitiges, zugleich aber sehr klares Gepräge zu geben. Einmal haben er und seine Mitarbeiter die konsularischen Arbeiten des Tages wahrgenommen, zum anderen aber hat Hans Voos es verstanden, die Bedeutung des Konsulats als eines offenen Hauses sowohl für die Bürger des dänischen Gastlandes als auch die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig zu profilieren. Ja, es wurde unter seiner Leitung nicht selten zu einer Stätte der Begegnung zwischen dänischen und deutschen Bürgern zu beiden Seiten der Grenze. Konsul Voos hat diese Arbeit mit klugem politischem Verständnis, mit einem untrüglichen Gefühl für literarische und künstlerische Werte und vor allem mit reichem Takt getan.

Darüber hinaus jedoch hat Herr Voos es zusammen mit seiner Gattin verstanden, um die Veranstaltungen herum eine aufgeschlossene fruchtbare Atmosphäre zu schaffen, so daß sie zugleich Information und Inspiration brachten. In den Diskussionen sind auch offene Worte und unterschiedliche Meinungen ausgesprochen worden, so daß bei einer der letzten Veranstaltungen ein namhafter dänischer Teilnehmer mit Recht dafür danken konnte, daß hier eine interessante und stets offene Atmosphäre der Aussprache geherrscht habe.

Es wird viel über Kulturpolitik gesprochen und noch mehr geschrieben. Jeder Kenner weiß um die Problematik kulturpolitischer Arbeit in der modernen Staatenwelt. Sie gehört zu einem Bestandteil bei den Außenämtern, sie muß gelegentlich um ihre Position kämpfen, sie gerät bisweilen in den Verdacht, Kulturpropaganda zu sein. Man darf es Herrn Voos dankbar bescheinigen, daß er

weniger gesprochen als gehandelt und daß er es verstanden hat, das Konsulat zu einem ausstrahlenden Zentrum zu machen.

Dr. Johannsen